

# Oesterreichisch-Ungarische Revue.

October 1889. / 90

(8. Band; 1. Heft.) - 6



## Inhalt.

	Seite
Graf Leo Thun und das Institut für österreichische Geschichtsforschung. Von Dr. Albert Jäger . . . . .	1
Anastasius Grün und seine engere Heimath Krain. Ein Beitrag zu seiner Biographie, mit Briefen des verewigten Poeten. Von Dr. Heinrich Penn . . . . .	23
Der Donau-Oder-Canal. Von Dr. Joh. E. Meyer. . . . .	36
Das heutige Griechenland. Von Prof. Dr. Gustav Meyer (Schluß) . . . . .	52
Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn . . . . .	59
Schauspiel. I. Hofburgtheater. — II. Deutsches Volkstheater zu Wien. Von Dr. Theodor Loewe.	

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue.

I. Andenplatz 5.



# Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für Geschichte und Heerwesen, Staatsrecht und Justizwesen, Cultus und Unterricht, Staats- und Volkswirtschaft, Länder- und Völkerkunde, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die „Österreichisch-Ungarische Revue“ bildet die Neue Folge der „Österreichischen Revue“ und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Österreich-Ungarns, sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Der Charakter des Unternehmens ist durch den nachstehend veröffentlichten Inhalt der erschienenen Bände der neuen Folge gekennzeichnet. Probehefte und Inhaltsverzeichnis der „Österreichischen Revue“ sind durch den Verlag der „Österreichisch-Ungarischen Revue“ zu beziehen. Abonnements nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die k. k. österr. und ung. Postanstalten entgegen.

Die „Österreichisch-Ungarische Revue“ erscheint in Monatsheften von durchschnittlich vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für Österreich-Ungarn ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Für die Länder des Weltpostvereines ganzjährig Mark 16.— = 20 Francs; halbjährig Mark 8.— = 10 Francs; vierteljährig Mark 4.— = 5 Francs. Für das übrige Ausland: ganzjährig Francs 25 = 20 Schilling; halbjährig Francs 13.— = 10 Schilling 4 Pence. Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn fl. 1.—; für das Ausland Mark 2.— = 2.50 Francs. Je sechs Hefte bilden einen Band: elegante Einbanddecken (Halbfranzband mit reichem Goldrücken und Leinwandüberzug) sind für die erschienenen fünf Bände das Stück zu 75 kr. durch den Verlag der „Österreichisch-Ungarischen Revue“ zu beziehen.

Aus dem Inhalt der Neuen Folge der „Österreichisch-Ungarischen Revue“ seien folgende Aufsätze erwähnt:

## Geschichte.

- Hans Schütter: Die Stellung der nordamerikanischen Regierung zu den Ereignissen des Jahres 1848 in Österreich-Ungarn. Bd. I, Heft I, S. 5.  
Edmund Schebeck: Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Bd. I, Heft III, S. 26.  
Paul von Radics: Die Auerberge in Krain. Bd. I, Heft IV, S. 5.  
Gustav Amon von Treuenfest: Der Feldzug in Neapel und die Erstürmung der Festung Gaeta durch die Österreicher im Jahre 1707. Bd. I, Heft V, S. 5.  
Joseph von Lehnert: Wilhelm von Tegethoff. Ein vaterländisches Gedenkblatt. Bd. I, Heft VI, S. 5, Bd. II, Heft VII, S. 5 und Heft VIII, S. 5.  
Franz Martin Mayer: Die Gründung der Grazer Universität. Bd. II, Heft VIII, S. 32.  
Gustav Amon von Treuenfest: Kaiser Joseph II. letzte Tage. Bd. II, Heft I, S. 5.  
Joseph Alexander Freiherr von Helfert: Graf Franz Stadion. Nach Briefen von Franz Freiherrn von Wildersdorf aus den Jahren 1846 bis 1848. Bd. II, Heft II, S. 1; Heft III, S. 16 und Bd. III, S. 19.  
Hermann Hallwisch: Gabriel von Beckmann. Ein Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Bd. II, Heft II, S. 14.  
Adolf Beer: Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Bd. II, Heft III, S. 1 und Bd. III, S. 1.  
Wendelin Böckmayer: Vergangene Tage in Österreich. Aus den hinterlassenen Papieren Joseph's von Scheiger. Bd. III, S. 129 und 206.  
Paul von Radics: Die Geschichte von Abbazia. Bd. III, S. 223.  
Gustav Steinbach: Franz Deak. Bd. III, S. 257; Bd. IV, S. 6 und 129.  
Gustav Amon von Treuenfest: Leopold I., Herzog von Lothringen. Bd. IV, S. 193.  
Max Bidingen: Zu den Verwaltungsgrundrissen des Kaisers Franz. Bd. IV, S. 237.  
Joseph von Lehnert: Der Sturz der Republik Venedig und die erste Occupation der venetianischen Provinzen durch Österreich. Bd. V, S. 1.  
Georg Deutsch: Joseph von Sonnenfels und seine Schüler. Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie in Österreich. Bd. V, S. 65.  
Eugen Guglia: Die ersten Emigranten in Wien 1789 bis 1795. Bd. V, S. 177.  
Gustav Steinbach: Zur Geschichte des Octoberdiploms. Actenstücke zur österr. Verfassungsgeschichte. Bd. V, S. 289.  
Eugen Gelcich: Die letzten Tage der Republik Ragusa und ihre Einverleibung in Österreich. Bd. V, S. 311.  
Eugen Guglia: Reise in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. Bd. V, S. 338.  
Paul von Radics: Habsburg-Deutmale in Österreich-Ungarn. Geschichtserinnerungen aus Anlaß des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph I. Bd. VI, S. 1.  
Alexander Sigl: Gerhard von Swieten's Vererbung als Leibarzt der kaiserlichen Familie und dessen persönliche Beziehungen zur Kaiserin Maria Theresia. Bd. VI, S. 113.  
Zur Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleichs. Denkschrift des Grafen Georg Apponyi. Bd. VI, S. 241.  
Eugen Gelcich: Rugierns Bosovich. Ein Beitrag zur culturgeschichtlichen Bedeutung Ragusa's. Bd. VI, S. 332.  
Hans Schütter: Die Regierung der nordamerikanischen Republik und die ungarische Frage im Jahre 1848 und 1849. Bd. VII, S. 1.  
Karl Freiherr von Binder-Kriegstein: Der Tag von Solferino. Bd. VII, S. 101.  
Wilhelm Schramm: Mähren unter Karl VI. Bd. VII, S. 241.  
Georg Deutsch: Geistliche Würdenträger und Klosterfrauen aus dem Hause Habsburg. Bd. VII, S. 177 u. 259.

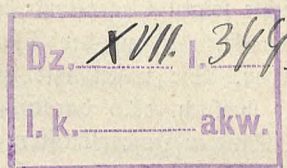
## Öffentlicher Unterricht.

- Bruno Bucher: Unser gewerblicher Unterricht. Bd. I, Heft I, S. 45.  
Friedrich Simonh: Die Zweitheilung der Geographie an der Wiener Universität. Bd. I, Heft IV, S. 57.  
Wilhelm Erner: Das technologische Gewerbemuseum in Wien. Bd. I, Heft V, S. 59.  
Albert Sigl: Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Bd. III, S. 41.  
Eugen Gelcich: Die österreichisch-ungarischen Schifffahrtsschulen. Bd. III, S. 328.  
Sigmund Grünberg: Das Volksschulwesen in der Putzlina in seiner historischen Entwicklung und seinem jetzigen Stande. Bd. V, S. 193.  
Egghidius Freib. v. Swieten: Die Reform der Universitätsstudien in Österreich durch Gerhard von Swieten. Bd. VI, S. 297 und Bd. VII, S. 21.

## Volkswirtschaft.

- Alexander Beer: Die ungarische Landesausstellung von 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn und die Balkanländer. Bd. I, Heft I, S. 18.  
Heinrich Krühnke: Die Bedeutung der Binnenschifffahrt. Bd. I, Heft II, S. 14.  
Max von Santken: Die Kohlenablagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns. Bd. I, Heft II, S. 33.  
Alexander Dorn: Die Aufhebung des Triester Freihafens. Bd. IV, Heft I, S. 23.  
Johann Hunfalvy: Die Flußregulirungen in Ungarn. Bd. I, Heft V, S. 21.





## Graf Leo Thun und das Institut für österreichische Geschichtsforschung.

Von Dr. Albert Jäger.

Im Jahre 1845 wurde ich von dem Studien-Directorate in Innsbruck als Supplent für die Lehrkanzel der Welt- und österreichischen Staatengeschichte und der historischen Hülfswissenschaften in Innsbruck „aufgestellt“, nachdem der Professor Ingenuin Weber vom Lehramte zurück- und als Pfarrer von Hallein in die Seelsorge übergetreten war. Schon im folgenden Jahre erhielt ich die definitive Anstellung, und zwar ohne Concursprüfung, was ich dem Präsidenten der Studien-Hofcommission, Baron Willersdorff, verdankte. Ich hatte ihm nämlich auf seine Frage, warum ich mich dem Concurse nicht unterziehen wolle, erwidert: „Excellenz! Ich habe zu verlieren, und dieser Gefahr kann und will ich mich nicht aussetzen.“ Baron Willersdorff fuhr mit der Hand zum Kopf und mit einem Finger in die Haare hinter dem Ohr, und sagte: „Da haben wir es mit unseren Concursen!“ Ich erbat mir die Erlaubniß, Sr. Excellenz mein Buch über den bayerisch-französischen Einfall in Tirol 1703 überreichen zu dürfen mit der Bitte, der Herr Hofkanzler möge sich von Jemandem das Gutachten abgeben lassen, ob ich nach dem Zeugniß dieses Buches im Stande sei, einen historischen Gegenstand anziehend und lehrreich zu behandeln. Baron Willersdorff erwiderte: „Gehen Sie zu Halaschka!“ Auch dieser Herr empfing mich mit derselben Frage: „Warum wollen Sie den Concurse nicht machen?“ Ich gab dieselbe Erklärung wie bei Willersdorff und überreichte mit derselben Bitte mein Buch. „Kommen Sie nach ein paar Tagen!“ Als ich nach zwei Tagen wieder vor ihm



erschien, hielt er mir eine Art Vorlesung, wie ein Professor der Geschichte seinen Gegenstand behandeln soll; und zum Schlusse sagte er: „Die Entscheidung der Studien-Hofcommission wird Ihnen mitgetheilt werden. Sie reisen mit dem Grafen Brandis? Glückliche Reise!“ Und wirklich, bald darauf setzte mich Graf Brandis in Kenntniß, daß die Studien-Hofcommission mir mit Entschließung vom 23. August die Dispens von der am 9. October für die geschichtliche Kanzel abzuhaltenden Concurssprüfung zu ertheilen und zu gestatten gefunden habe, mich um die fragliche Lehrkanzel in Competenz zu setzen. (Schloß Windenau, 30. August 1845.) So war ich Professor der Geschichte an der Innsbrucker Universität geworden und blieb es, bis mich im Sommer 1849 der Prälat von Marienberg, mein Ordensvorstand, plötzlich, ohne meine bereits definitiv erlangte Anstellung als Professor der Innsbrucker Universität zu berücksichtigen, an das Gymnasium nach Meran zurückrief, welches mit Beginn des Studienjahres zu einem achtclassigen erweitert werden sollte, was ich einzuleiten und durchzuführen hätte.

Meine Abberufung von Innsbruck, welche ohne das Ministerium davon in vorläufige Kenntniß zu setzen, erfolgt war, machte dort den unangenehmsten Eindruck, wie dies der damalige juridische Professor Dr. Waser, der während der Ferien 1849 in Wien war, aus dem Munde des Grafen Thun selbst vernahm. Se. Excellenz fragte, ob ich wegen eines Vergehens in das Stift zurückgerufen worden sei? Als Dr. Waser, der mich genau kannte, dies entschieden verneinte und hinzufügte, daß die Universität meine Abberufung sehr bedauere, und zwar umsomehr, als dieselbe nicht nur für das von mir vertretene Fach sehr nachtheilig, sondern auch wegen meines Einflusses auf die Studirenden sehr zu beklagen sei; „denn Professor Jäger habe einen Kreis von talentirten Studirenden um sich zu sammeln gewußt, auf welche er privatim zu wissenschaftlicher Thätigkeit anregend einzuwirken verstehe.“ Das war vollkommen richtig. Zu diesem Kreise gehörten unter Anderen Rudolf Rink, die Brüder Vincenz und Joseph v. Erhart, Schmid v. Zabierow, jetzt Landes-Präsident von Kärnten.

Die Aufgabe, welche mir der Prälat von Marienberg zugewiesen, konnte ich mit dem Studienjahre 1850/51 als gelöst betrachten; das Meraner Gymnasium war zu einem achtjährigen erweitert, die Beziehungen zur Stadtvertretung von Meran, besonders bezüglich des Schulgeldes, nach welchem dieselbe gern gegriffen hätte, in der Art geordnet, daß es dem Lehrkörper zur Bestreitung und Anschaffung der



Lehrmittel überlassen blieb; die Zahl der Professoren auf 13 erhöht, der größere Theil derselben durch die Lehramtsprüfung exprobt; für die Fortführung der nun geordneten Lehranstalt genügte es, wenn der Prälat den P. Pius Zingerle, einen durch gründliches Wissen ausgezeichneten Mann, zum Director ernannte.

Ich glaubte demnach an die Rückkehr nach Innsbruck und Wiederaufnahme meiner Lehrthätigkeit an der dortigen Universität denken zu dürfen. Um von dem Prälaten die Bewilligung dazu zu erhalten, begab ich mich nach Marienberg; aber wie wurde ich überrascht, als derselbe unter dem Vorwande meiner Unentbehrlichkeit bei der Leitung des Gymnasiums mich nicht entlassen zu können erklärte. Ich erlaubte mir, mehrere Vorschläge zu machen, wie auch ohne mich die Direction des Gymnasiums ganz gut geführt werden könnte, aber mein Ordensvorstand ging auf keinen meiner Vorschläge ein.

Nun blieb mir nichts übrig, als den Grafen Thun in Kenntniß zu setzen, um, wenn er meine Rückkehr an die Universität in Innsbruck für nothwendig fände, auf den Prälaten in diesem Sinne zu wirken. Mein Schreiben ging am 26. Februar 1851 an Se. Excellenz ab. Am 1. April erhielt ich die vom 29. März datirte Antwort. Sie war das erste an mich gerichtete Schriftstück des edlen, mir unvergeßlichen Grafen! Ich lasse die Abschrift hier folgen.

#### Ehrwürden Herr Professor!

Ehe ich noch Ihr werthes Schreiben vom 26. v. M. erhielt, hatte ich mich bereits in einem eindringlichen Briefe an Ihren Ordensvorstand gewendet, um dessen Zustimmung zu Ihrem Wiederantritte einer Universitätsprofessur zu erlangen. Sie eine solche Lehrkanzel wieder betreten zu sehen, ist mir ein wahres Anliegen, ich habe dabei jedoch nicht sowohl die Lehrkanzel der Geschichte in Innsbruck (deren Wiederbesetzung jedoch jedenfalls baldigst erfolgen muß) im Auge, als vielmehr eine Lehrkanzel der österreichischen Geschichte in Wien, und zwar wünschte ich diese Ihnen hauptsächlich deshalb anvertraut zu sehen, damit Sie Hand anlegen könnten, endlich eine Schule für Bearbeitung der österreichischen Geschichte factisch zu begründen durch Anleitung junger Leute, die Neigung und Befähigung besitzen, sich mit Geschichtsforschung zu befassen. Ich bin von der Ueberzeugung durchdrungen, daß auf dem Gebiete geistiger Bewegung kaum etwas jetzt für Oesterreich wichtiger ist, als eine solche Einleitung, und glaube Ihrer freudigen Mitwirkung ebenso versichert sein zu können, wie die Ansicht in mir feststeht, daß Niemand in gleichem Maße wie Sie meinen Gedanken auszuführen geeignet ist. Leider aber habe ich von Ihrem Ordensvor-



stande eine abschlägige Antwort erhalten. Ihre Versicherung, daß Ihre Mitwirkung für den Bestand des Meraner Gymnasiums nicht mehr unentbehrlich sei, giebt mir den Muth, auf den Gegenstand nochmals zurückzukommen. Es geht mit heutiger Post ein neues Schreiben von mir an Ihren Ordensvorstand ab. Thun auch Sie von Ihrer Seite, was Sie thun können, um seine Bedenken zu besiegen.

Mit ausgezeichnete Hochachtung verharre ich

Ihr ergebener

Thun.

Wien, 29. März 1851.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß auf die gute Meinung, welche der Minister von mir hatte, Rudolf Rink Einfluß genommen hat, der Einer von Jenen war, die sich an der Universität in Innsbruck von mir für die österreichische Geschichte gewinnen ließen, und den Graf Thun bereits in das Unterrichtsministerium aufgenommen hatte.

Dem Schlusse des gräflichen Schreibens entsprechend, entschloß ich mich rasch nach Marienberg zu fahren, um den Herrn Prälaten von dem mir gemachten Antrage des Herrn Ministers in Kenntniß zu setzen und um seine Bewilligung zur Annahme desselben zu bitten. Ich erhielt keine mir günstige Zusage; er könne, hieß es, mir keine bestimmte Antwort geben, ehe nicht, was nächstens geschehen solle, entschieden werde, ob wir das Obergymnasium behalten wollen oder nicht. Mit diesem Bescheide kehrte ich nach Meran zurück.

Mittlerweile änderte mein Ordensvorstand in Rücksicht auf die wiederholten Zuschriften des Ministers seine Gesinnung und gab die Erklärung ab, daß er unter einer Bedingung mich zur Annahme des an mich ergangenen Rufes entlassen könne. Schon zur Zeit, als es sich im Stifte Marienberg um die Frage handelte, ob man sich zur Uebernahme eines Gymnasiums mit acht Classen und mit dem Erfordernisse von 12 bis 14 Professoren und einem Triennium von Universitätsstudien bei dem kleinen Personalstande des Stiftes, welches damals im Ganzen nur aus 24 Mitgliedern bestand, ob man sich unter diesen Verhältnissen zur Uebernahme einer solchen Last herbeilassen könne, war ein Theil der Stiftsmitglieder gegen die Uebernahme. Diese letztere Ansicht schien jetzt wieder zur Geltung gekommen zu sein; darum beantwortete der Herr Prälat die zweite Zuschrift des Grafen Thun mit der Erklärung, daß er mich entlassen könne, wenn das Gymnasium wieder, wie früher, auf sechs Classen herabgesetzt werde.



Se. Excellenz theilte mir am 17. April die Antwort des Prälaten mit folgenden Zeilen mit:

„Meine wiederholte eindringliche Verwendung an Ihren Ordensvorstand hat leider wieder nicht zu dem erwünschten Resultate geführt. Ich stehe nicht an, Ihnen seine Antwort mitzutheilen. Es scheint mir aus derselben doch hervorzublicken, daß ihm nicht so sehr daran gelegen ist, Euer Ehrwürden zu behalten, als daran, womöglich wieder das Gymnasium auf sechs Classen reducirt zu sehen. Daß letzteres nicht sein kann, scheint er nicht mehr gehörig erfassen zu können. Ich bin sehr geneigt, nun seiner Einsprache ungeachtet, Sr. Majestät die Berufung Eurer Hochwürden als Professor der österreichischen Geschichte nach Wien in Antrag zu bringen, wenn Sie Lust dazu fühlen, hier an die Bearbeitung der österreichischen Geschichte und Gründung einer Schule für dieselbe durch Anleitung junger Leute zur Benützung der Quellen zu gehen. Ich ersuche Sie, mir hierüber, sowie auch über die Folgen, welche ein solcher Schritt für das Meraner Gymnasium haben dürfte, Ihre Meinung zu eröffnen.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener

Thun.“

Ueber diesen Punkt konnte ich den Minister vollkommen beruhigen, da mein Austritt für die nächste Zukunft gar keine nachtheiligen Folgen haben könne. „Eine andere Frage ist es, was mit dem Obergymnasium in der ferneren Zukunft, vielleicht schon in drei bis vier Jahren, geschehen wird? Diese Frage steht aber ganz unabhängig von mir da. Nach meiner vollen Ueberzeugung hat das Stift Marienberg eine Aufgabe übernommen, die weit über seine Kräfte, zumal mit Rücksicht auf den kleinen Personalstand des Stiftes, ging. Ich mag bleiben oder fort kommen, der Bestand des Obergymnasiums wird durch mich weder gesicherter noch gefährdeter.“

Aus dem Stifte Marienberg, wohin ich brieflich den wesentlichsten Inhalt des Schreibens des Herrn Ministers richtete, wurde mir von Seite des Prälaten ein Capitelbeschuß folgenden Inhaltes zugestellt:

„Wir haben uns im Capitel berathen, Sie aus freien Stücken nicht wieder zu entlassen. Sollten Sie sich aber nach Rom wenden und vom heiligen Stuhle die Säcularisirung erlangen, dann ist die Sache entschieden; Roma locuta est causa finita. Sie sind Säcularpriester und Marienberg hat mit Ihnen nichts mehr zu schaffen. Sollte indessen vielleicht Rom ein Gutachten hierüber von mir fordern, würde ich selbes nach meinem besten Wissen und Gewissen abzugeben nicht ermangeln. Somit leben Sie wohl!“ Marienberg, 12. Mai.



Einige Wochen darauf erhielt ich unter dem 9. Juli durch die Statthalterei in Innsbruck die amtliche Zustellung der kaiserlichen Ernennung meiner Person zum Professor der österreichischen Geschichte an der Wiener Universität. Die Ernennung war am 25. Mai erfolgt.

Aus dem Capitelbeschlusse ging hervor, daß man mich lieber für das Stift ganz verlieren, als mir die Annahme eines auch für dasselbe ehrenvollen Rufes gestatten wollte, wodurch ich Marienberg ja nicht für immer entfremdet worden wäre. Nachdem die Dinge nun einmal so standen, so konnte ich dem Capitelbeschlusse nur dankbar sein, weil er mir den legalen Weg zeigte, auf welchem ich die Erfüllung meiner bisher vergeblichen Bitten erlangen konnte. Ich suchte daher nach dem Schlusse des Gymnasial-Schuljahres so bald als möglich nach Wien zu kommen, um mich dem Grafen Thun vorzustellen. Ich that dies am 13. August und fand die freundlichste Aufnahme; ich bat Sr. Excellenz, meinen innigsten Dank für meine Berufung an die Wiener Universität genehmigen zu wollen, für den ich nicht Worte genug zu finden wisse. „Ich betrachte diese Stunde als die glücklichste meines Lebens und anerkenne das Maß des ehrenvollsten Vertrauens und der unverdienten Gnade und Gewogenheit, welche Eure Excellenz mir zu Theil werden ließen, in vollem Umfange. Möge ich mit Gottes Hülfe den Erwartungen Eurer Excellenz entsprechen! Ich kann nur die Versicherung hinzufügen, daß ich den redlichsten Willen mitbringe.“

Auf die Frage, wie ich mit meinem Ordensvorstand abgekommen sei, theilte ich Sr. Excellenz das mittlerweile Vorgefallene mit und bat, mir die Dispens von Rom zu erwirken, damit ich mit Beruhigung meines Gewissens dem ehrenvollen Rufe Sr. Excellenz folgen könne. Graf Thun wies mich in dieser Sache an den Referenten in Cultusangelegenheiten, Ministerialrath Meschutar, dem ich meine Angelegenheit und meine Lage umständlich auseinandersetzte. Er bemerkte einfach: „Wir haben schon mehrere solcher Fälle gehabt; die Sache ist sehr einfach: Sie richten ein Gesuch an den Heiligen Vater, in welchem Sie sich auf Ihre Berufung durch den Minister für Cultus und Unterricht beziehen, der Sie braucht. Haben Sie selbst Gründe, z. B. arme Verwandte, die Ihrer Unterstützung bedürfen, so können Sie dies auch beisetzen, und Sie erhalten durch unsere Vermittlung die päpstliche Dispens. An Ihrem Charakter als Klostergeistlicher ändert Rom nichts; Sie bleiben Benedictiner. Nur mit der dem Abte von Marienberg gelobten Obedienz werden Sie an jenen Bischof angewiesen, in dessen Diocese



Sie aufgenommen werden wollen.“ Er gab mir hierauf ein Formular, nach welchem ich mein Gesuch an den Heiligen Vater verfassen und ihm überbringen sollte.

Am 19. März 1852 übermittelte mir der Herr Minister das vom Fürstbischof Salura von Brixen über die vom Heiligen Vater ertheilte Dispens ausgefertigte Instrument meiner Säkularisirung, datirt vom 1. März. Ich bat den Fürstbischof von Brixen um meine Aufnahme in seine Diöcese.

\*

\*

\*

Laut meines Anstellungs-Decretes und nach den mir brieflich gegebenen Andeutungen sollte meine Aufgabe an der Universität eine zweifache sein: erstens sollte ich ein mehrstündiges Collegium über österreichische Geschichte für Lehramts-Candidaten der Mittelschulen und Juristen des ersten oder zweiten Jahrganges lesen, zweitens eine Schule für Bearbeitung der österreichischen Geschichte gründen durch Anleitung junger Leute zur Benützung der Quellen.

Die erste Aufgabe unterlag keiner besonderen Schwierigkeit, anders verhielt es sich mit der zweiten. Diese konnte schon vermöge ihrer Natur nicht wie die erste behandelt werden; sie war nur für einzelne Studirende berechnet, welche Lust und Liebe hatten, sich mit dem Quellenstudium zu befassen, und bestand mehr in praktischen Uebungen als in theoretischem Unterricht. Eine der ersten Uebungen mußte sich mit dem Lesen alter Handschriften, sei es in Urkunden oder in codicibus befassen. Aber da stellte sich mir schon die erste Schwierigkeit in den Weg; ich bedurfte alter Urkunden oder irgend eines Codex spätestens aus der Zeit des 15. Jahrhunderts. Ich konnte diesem Bedürfnisse theils durch einen kleinen Vorrath von Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts, den ich selbst besaß, abhelfen, theils stellte mir mein Freund Joseph Feil einen Vorrath von Urkunden, welche er zufällig einmal auf dem Tandelmarkt gekauft hatte, zur Verfügung.

Ich kündigte nun ein Publicum über paläographische Uebungen an und sah am ersten Tage zu meiner Ueberraschung einige 30 junge Leute im Hörsaale. Wie sollte ich diese beschäftigen? Ich konnte mich ja nur mit zwei oder drei von ihnen abgeben, die mit meiner Hülfe die ihnen gegebene Urkunde zu lesen versuchen mußten; alle Uebrigen hatten wohl eine Urkunde in die Hand bekommen, sie wußten aber mit derselben nichts anzufangen. Dieser erste Versuch hatte aber glücklicher-



weise eine Folge, welche mir aus der Verlegenheit half. In der nächsten Stunde zählte ich nur mehr fünf oder sechs Schüler; auch diese Zahl verminderte sich bis auf drei: Eduard v. Heß, August Stöger und Ferdinand v. Ziegler, die ausdauerten und den Stock bildeten, aus welchem bald ein kleines Institut herauswachsen sollte. Aber auch eine unangenehme Erfahrung hatte ich bei dem ersten Versuche machen müssen. Eine von den ausgetheilten Urkunden, eine deutsche aus dem 14. Jahrhundert, war mir am Ende der Stunde nicht mehr zurückgegeben worden; ich bemerkte den Abgang leider erst später. Mein Verdacht fiel auf einen Studirenden, der sich den germanistischen Studien widmete.

Als ich die drei oben genannten Studirenden hierauf näher an mich zu ziehen suchte und sie mit dem Zweck dieses Studiums eingehender bekannt machte, fühlte sich Herr v. Heß gleich angeregt, das Urkunden-Studium praktisch zu verwerthen. Da in den von Feil mir zur Disposition gestellten Urkunden häufig von einem Burgrecht (*jus civile*) Erwähnung geschah und Herr v. Heß wußte, daß Herzog Rudolf IV. den Mißbrauch des Burgrechtes z. B. in Klosterneuburg, wo in Folge dieses Rechtes es bereits dahin gekommen war, daß die Stadt mehr verlassene und verfallene, als noch bewohnte Häuser zählte, durch eine finanzielle Maßregel beseitigte, so unterzog er dieses Burgrecht einem urkundlichen Studium und lieferte eine Abhandlung über dasselbe, welche in der kaiserlichen Akademie gelesen und im XI. Bande der Sitzungsberichte der historischen Classe 1853 veröffentlicht wurde.

Auf gleiche Weise wurde Ferdinand v. Ziegler für das historische Quellenstudium gewonnen. Da gerade damals über die Zeit der Entstehung des sogenannten ältesten österreichischen Landrechtes vielfach gestritten wurde, fühlte sich Ziegler angeregt, eine quellenmäßige Untersuchung anzustellen. Er lieferte, wie Herr v. Heß, eine gediegene Abhandlung, die ebenfalls in der Akademie gelesen und in den Sitzungsberichten, Band XXI, 1856, gedruckt wurde.

Graf Thun meinte freilich eines Tages, als ich ihm über ähnliche Erfolge Mittheilung machte, ob die Schriftstellerei nicht etwa doch dem Studium der Geschichte zu weit vorausseile; aber ich erwiderte Sr. Excellenz, daß ich keinen stärkeren Sporn für junge Leute kenne, um sie eben zum quellenmäßigen Studium anzutreiben, als wenn sie sich einmal als Auctoren in einer ihrer Arbeiten gelesen haben. Ich habe, versicherte ich, noch nie einen meiner Schüler kennen gelernt, der, wenn ein solcher



Ver such gelungen war, von producirenden Arbeiten zurückgetreten wäre. Se. Excellenz lächelte freundlich über meine Zuversicht.

Der dritte meiner Schüler, Stöger, trat im zweiten Jahre von der philosophischen Facultät in die juridische über und wir wurden einander fremd.

Dafür traten mit dem Studienjahre 1853 viele tüchtige Kräfte der philosophischen Facultät bei, welche sich dem historischen Lehrfache widmeten. Ich nenne nur einige derselben: Friedrich Stumpf, Karl Tomaschek, Ottokar Lorenz, Heinrich Ficker, Franz Krones, welche sämmtlich, wie auch die späteren Cur sen angehörigen Karl Stögmann, Joseph Zahn, Franz Kürschner, Emanuel Hannak, Richard Trampler und Andere auf dem während ihrer Universitätsstudien betretenen Wege fortwandelten und schriftstellerisch auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte arbeiteten. Leider wurden v. Heß und Stögmann sehr früh, Stumpf, Tomaschek und Ficker ebenfalls nur zu bald durch den Tod ihrem Wirken entrißen.

\* \* \*

Von den Zweigen meiner Aufgabe sagte mir keiner mehr zu, als die Leitung der Seminarübungen. Denn hier gewann ich unmittelbaren Einfluß auf meine Schüler und trat zu ihnen in einen persönlichen Wechselverkehr. Da die Seminarübungen in unserer früheren Studienordnung eine unbekannte Sache waren, so wendete ich mich an Professor Grauert, der die Seminare nicht nur in Münster und Bonn geleitet hatte, sondern auch Mitarbeiter an dem Statutenentwurf für die Seminarien an unseren Universitäten war, mit dem Ersuchen, mich über Einrichtung und Leitung unseres historischen Seminars ein wenig zu informiren. Ich bin Grauert vielen Dank schuldig; er gab mir nicht nur leitende Gedanken an die Hand, sondern auch Winke über die praktische Leitung der Uebungen. In ersterer Beziehung empfahl er mir, den Zweck unserer Uebungen nicht aus den Augen zu verlieren; wir hätten nicht den Beruf, in den Seminarien Forscher und Gelehrte und Universitätsprofessoren heranzubilden, sondern Lehrer für die Mittelschulen; daher sollten die Lehramtscandidaten bei ihren Seminararbeiten nicht verhalten werden, dieselben aus den ersten Quellen anzufertigen; es genüge, wenn sie die besten Werke der Geschichte kennen lernen und durch deren selbstständige Benützung und Verwerthung in ihren Arbeiten den Beweis liefern, wie sie auf Grund der bezeichneten Werke im



Stande seien, die Geschichte ihren Schülern in anziehender Weise beizubringen; Quellenforschung und die Production von auf Quellenforschung aufgebauten Arbeiten gehöre für eine andere Kategorie von weiterstrebenden jungen Männern.

Wilhelm Grauert starb leider schon am 10. Januar 1852. Nun wurde mir die Fortsetzung des von Grauert geleiteten Seminars über allgemeine Weltgeschichte übertragen, bis mit der vacant gewordenen Kanzel eine weitere Vorkehrung getroffen wäre. Diese Supplirung dauerte bis zur Ankunft des Professors Joseph Mischbach, der an Stelle Grauert's berufen wurde. Mischbach kam erst zum Beginne des Studienjahres, im October 1853, somit nach einem Interim von 21 Monaten. Ich war nun wieder Professor der österreichischen Geschichte und Leiter des Seminars für österreichische Geschichte, und somit in dem mir liebgewordenen Elemente. Denn, ist der vortragende Professor auf dem Katheder seinen Schülern gegenüber nur Docent, ohne daß ein Verkehr zwischen ihm und den Schülern stattfindet, so kann er im Seminar zwischen ihm und den Schülern einen Verkehr herstellen, wie zwischen einem väterlichen Freund und lehnjungen Schülern. Der Seminarunterricht besteht weniger in theoretischen Vorträgen als in praktischen Uebungen, in Anregung und Anleitung zum eigenen Schaffen, wobei der Professor die Schüler mit der Methode der Materialiensammlung und der Ausarbeitung eines gegebenen Themas bekannt macht, und mit jedem Einzelnen die gelieferte Arbeit einer kritischen und belehrenden Prüfung unterzieht. Die Seminare sind eine Schule im Sinne des praktischen mittelalterlichen Lehrens und Lernens, welche die Schule der damaligen Zeit mit dem Worte „corrigere“ bezeichnete, wo sich Schüler um einen Lehrer sammelten und in einem Vertrage ihn verpflichteten, ihnen praktische Anleitung zum Arbeiten zu geben, nach Mustern, wovon sich noch die sogenannten Formelbücher erhalten haben.

Die Methode der Seminaranleitung wirkte ungemein anregend auf die Studirenden. Der dabei beobachtete Gang war folgender: Ich proponirte bei dem Beginn des Semesters den Schülern eine Anzahl von Thematn aus der österreichischen Geschichte. Jeder konnte das ihm Zusagende wählen und mußte nach einigen Tagen die Erklärung schriftlich abgeben, bis wann er gedenke, mit der Bearbeitung fertig zu werden. Als Methode wurde folgende vorgezeichnet: Das Thema mußte genau durchdacht und in seine Glieder oder Theile zerlegt werden; dann mußte der Schüler die einschlägige Literatur, und zwar das Vorzüglichste derselben benützen und excerpiren, die Excerpte nach den



Gliedern des Themas einreihen und, wenn dieses erschöpfend geschehen, an die Ausarbeitung seiner Aufgabe gehen. Er mußte dabei gleichsam ein sprechendes Bild seines Themas zeichnen, jede Abschweifung von demselben oder das Hereinziehen fremder Excurse vermeiden und die Darstellung in eine reine Sprache kleiden.

Sobald der Schüler mit seiner Arbeit fertig war, wurde der Tag bestimmt, an welchem er seine Abhandlung in Gegenwart der Mitglieder des Seminars zum Vortrage bringen mußte. Nach vollendetem Vortrage wurde die Discussion über denselben eröffnet und als unerläßlich maßgebend für dieselbe festgestellt, daß die Person des Verfassers der Abhandlung ganz aus dem Spiele gelassen und nur die Arbeit das Object der kritischen Besprechung und Beurtheilung sein solle. Als leitende Gesichtspunkte für die Beurtheilung bezeichnete ich ein für alle Male:

a) Ob die Aufgabe richtig erfaßt und in ihre Glieder ebenso richtig zerlegt wurde?

b) Ob die einschlägige Literatur etwa mangelhaft oder erschöpfend benützt, und

c) ob die Abhandlung logisch an dem in der Aufgabe liegenden Faden mit Vermeidung jeder Abschweifung und zur Frage nicht gehöriger Dinge durchgeführt sei?

An der Discussion konnte sich jedes Mitglied des Seminars betheiligen, denn nur auf diesem Wege glaubte ich das Interesse aller Anwesenden anregen und die Uebungen belehrend und nutzbringend machen zu können.

Man könnte hier fragen, ob die Seminarmitglieder außer dem Vortragenden sämmtlich die Kenntniß von dem vorgetragenen Thema in dem Maße besaßen, daß sie aus dem Stegreife in die Kritik nach den oben angedeuteten Gesichtspunkten eingehen konnten? Diese Frage kann ich nur mit Ja beantworten; denn eines Umstandes wegen fand damals ein Zusammenfluß von nicht nur sehr bedeutenden Talenten, sondern auch von jungen Männern von bereits reiferem Alter und von Kenntnissen statt, welche auf das früher bestandene Unterrichtswesen an den Gymnasien und in den zwei philosophischen Jahren das günstigste Licht werfen. Der Umstand, welcher unserer Universität so qualificirte junge Männer zuführte, war die Aussicht auf nahes und vortheilhaftes Unterkommen als Professoren an den Mittelschulen; selbst Juristen, Mediciner und junge Beamte widmeten sich dem Lehrfache und konnten, da ihnen die zwei philosophischen Jahre als Uni-



versitätsstudien angerechnet wurden und zum Triennium nur noch ein Jahr nothwendig war, sich in kürzester Frist den Lehramtsprüfungen unterziehen.

Die Discussion gestaltete sich, wie ich schon bemerkt, anregend und belehrend. Dem Vortragenden blieb selbstverständlich den kritisirenden Collegen gegenüber das Wort zur Vertheidigung und Rechtfertigung unbenommen. Das Schlußwort hatte ich mir vorbehalten, in welchem ich mein Urtheil über den Inhalt des Vorgetragenen, sowie über das Meritorische der Discussion aussprach. Nach Jahren noch versicherten mir meine gewesenen Schüler, daß während ihrer ganzen Studienzzeit nichts so anregend auf sie eingewirkt habe, wie die Seminarübungen mit ihrer Discussion.

\*

\*

\*

Nun darf ich nicht unterlassen hervorzuheben, wie Graf Thun seine Theilnahme an dieser Unterrichtsmethode an den Tag legte. Als ich ihm eines Tages bei seinem lebhaften Interesse an Allem, was auf dem Gebiete des Unterrichts vorging, über die Seminarübungen, eine Mittheilung machte, sprach er den Wunsch aus, sich durch eigene Einsichtnahme von der beschriebenen Übungsmethode überzeugen zu können. Er trug mir auf, ihn in Kenntniß zu setzen, wenn, wie er beifügte, ein Gegenstand zur Besprechung und Verhandlung kommen sollte, von dem ich glaube, daß er auch für ihn von Interesse sein dürfte. Dazu bot sich bald die Gelegenheit. Ottokar Lorenz hatte das Thema über die Beziehungen des Aeneas Sylvius zu Böhmen zu bearbeiten und zum Vortrag zu bringen. Ich gab Tag und Stunde Sr. Excellenz bekannt, und in der That kam Graf Thun in den Hörsaal, welchen ich damals zu ebener Erde im Theresianum inne hatte. Der Herr Minister, dem ich nur einen hölzernen Stuhl anbieten konnte, wohnte die ganze Stunde dem Vortrag bei und erschien zwei Tage später wieder zur Stunde, in welcher die Discussion über das Vorgetragene stattfand. Die Discussion wurde von Friedrich Stumpf und Karl Tomasek mit und gegen Lorenz vorgenommen. Se. Excellenz äußerte sich sehr zufrieden sowohl mit dem Wissen der jungen Männer, mit der sachlichen Kritik als mit dem ganzen Gange der Verhandlung. Ich erlaubte mir an einem der nächsten Tage alle drei Lehramts-Candidaten dem Herrn Minister vorzustellen, um unseren Dank für die uns erwiesene Ehre auszusprechen.



Auch eines anderen Charakterzuges des herrlichen Unterrichtsministers muß ich Erwähnung thun, d. i. sein väterliches Wohlwollen für talentirte und sittliche Jünglinge. Friedrich Stumpf z. B. erfuhr dasselbe von der Zeit an, als er ihn kennen gelernt, in mehrfacher Beziehung, in der Sorge für sein Unterkommen, indem er ihn als Professor der Geschichte an der Rechts-Akademie in Preßburg anstellte und ihm auf dessen Wunsch die Mittel anwies, zu seiner weiteren Ausbildung deutsche Universitäten besuchen zu können. Noch später, als Graf Thun nicht mehr Minister war, erkundigte er sich bei mir nach Stumpf und dessen wissenschaftlichen Leistungen. Den stärksten Beweis seines Wohlwollens gab er durch den mir ertheilten Auftrag, ihm stets über besonders durch Talent und Leistungen hervorragende junge Leute Kenntniß zu geben. Da so weit ging sein väterliches Wohlwollen für Studirende, daß er, wenn ihm über besonders ihm Empfohlene etwas Unerfreuliches in Betreff der Sittlichkeit zu Ohren kam, solche zu sich kommen ließ, um durch Aeußerung seines Mißfallens die Betreffenden vor Abwegen zu warnen.

Stumpf besuchte durch ein paar Jahre, wenn ich recht unterrichtet bin, die Universitäten Halle wegen des Historikers Heinrich Leo, und Berlin wegen Ranke. Er fand seine Erwartungen nicht befriedigt; ihm kam vor, sie seien bessere Schriftsteller denn Professoren. Von Berlin begab er sich nach Frankfurt zu Böhmer, wo er bei diesem nicht nur wie ein Sohn in dessen Haus aufgenommen wurde, sondern auch die Bekanntschaft mit Tannsen machte. Durch Böhmer angeregt, verlegte er sich auf die Anfertigung von Regesten, die eine Ergänzung der Böhmer'schen sein sollten, aber mangelhaft und unvollendet blieben. Im Jahre 1861 kehrte er nach Wien zurück und stellte sich, da er den Grafen Thun nicht mehr als Minister fand, gemäß dem in seiner Urlaubsbewilligung enthaltenen Auftrage dem Minister Schmerling zur Verfügung. Da Schmerling bemerkte, er wisse im Augenblick keine vacante Stelle, erwiderte ihm Stumpf, der in der Zwischenzeit eine reiche Erbschaft gemacht hatte, er diene dem Staate ohne Besoldung, worauf Schmerling sagte: „Dann suchen Sie sich nach Belieben einen Platz.“ Stumpf wählte Innsbruck, wo er neben Ficker wirkte. Er starb Ende der Siebziger- oder anfangs der Achtzigerjahre. Graf Thun sagte einmal bedauernd: „Wir haben von ihm mehr erwartet.“



In meinem Anstellungsdecrete war mir als zweite Aufgabe bezeichnet worden: junge Leute, die Neigung und Befähigung besäßen, sich mit Geschichtsforschung zu befassen, hierzu anzuleiten und so eine Schule für Bearbeitung der österreichischen Geschichte factisch zu begründen. Die Motive, welche den Grafen Thun zu diesem Antrage bestimmten, sprach er in einem Schreiben an mich vom 29. März 1851 mit folgenden Worten aus: „Ich bin von der Ueberzeugung durchdrungen, daß auf dem Gebiete geistiger Bewegung kaum etwas jetzt für Oesterreich wichtiger ist, als eine solche Einleitung, und glaube Ihrer freudigen Mitwirkung versichert zu sein.“

Der vertrauensvollen Aufgabe unterzog ich mich mit Freude und Liebe. Ich sah aber gleich ein, daß ich derselben nicht entsprechen könnte, wenn ich sie nach dem Vorbilde des Seminars zu lösen versuchen würde. Dieses hatte nur Lehramts-Candidaten für die Mittelschulen im Auge, welche zunächst nicht berufen waren Geschichtsforscher zu werden; für Diejenigen hingegen, welche nach dem Plane des Ministers zur Geschichtsforschung herangebildet werden sollten, war eine ganz andere Anleitung erforderlich, die weniger in theoretischen Vorträgen als in praktischen Uebungen in unmittelbarem Verkehre mit dem Professor zu bestehen hatten, und mehrere ebenfalls nur auf praktischem Wege zu erlernende wissenschaftliche Zweige, als Paläographie, Diplomatie, Chronologie umfaßten. Zum Zwecke dieser praktischen Uebungen war ein Apparat von Lehrmitteln, zunächst für Paläographie und Diplomatie von Urkunden, Codices, mittelalterlichen Schriften in Originalien, oder wenigstens in getreuen Facsimilien erforderlich; dazu nothwendig ein eigenes Local zur Aufbewahrung und Benützung dieses Apparats.

Ueber diese Grundsätze und Bedürfnisse setzte ich Se. Excellenz den Grafen Thun in Kenntniß. Er erkannte die Richtigkeit derselben, ließ mir aber vorderhand Zeit, versuchsweise vorzugehen, da augenblicklich sowohl Local- als auch andere Verhältnisse die Ausführung obiger Andeutungen nicht gestatteten. Woher sollten z. B. Urkunden oder Codices genommen werden, da solche wohl im Staatsarchiv und auf der kaiserlichen Hofbibliothek vorhanden waren, aber zum Unterrichtsgebrauche sowohl ihres Werthes als auch wegen Mangels an einem zum Unterricht geeigneten Locale nicht herausgegeben wurden. Nicht einmal das konnte gestattet werden, Urkunden oder Codices in das Theresianum zu übertragen, wo allerdings ein separates Local hätte zur Disposition gestellt werden können. Diese Bedürfnisse drängten wie von selbst zu dem Gedanken, ein eigenes Local zu erwerben und



mit dessen Erwerbung ein eigenes Institut zu gründen, vorderhand aber mich zu bescheiden und zu thun, was möglich war.

Dies waren die Anfänge des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. In diese Zeit fielen die ersten zwei bis drei Schüler für Geschichtsforschung; mein Verkehr mit ihnen hatte die Gestalt des reinsten Privatverkehrs. Erst als ich nach Ankunft des Professors Aschbach meinem eigentlichen Berufsfache, österreichische Geschichte, obliegen konnte, und die Vorbereitungen zur Zurückverlegung der Universität in die innere Stadt getroffen wurden, konnte an die Errichtung des Instituts gedacht werden, und dies geschah zum Wintersemester 1854.

Das Bedürfniß nach einem eigenen Locale hatte ich mir erlaubt, ein paar Mal dem Herrn Minister vorzustellen, und da wurde ich bereits am 24. September 1853 zu meiner freudigen Ueberraschung von der k. k. Statthalterei eingeladen, bei der Commission zu erscheinen, welche über die Widmung der einzelnen Localitäten des vormaligen Convictsgebäudes für die Zwecke der philosophischen Facultät die betreffenden Professoren zu vernehmen hatte. Es handelte sich eben um die Zurückverlegung der Universität, in die innere Stadt, welcher jedoch nicht mehr die Aula, sondern das vis-à-vis liegende weitläufige, an die Jesuiten- oder Universitätskirche anstoßende, seit 1848 als Militärkaserne verwendete Gebäude eingeräumt werden sollte. Ich meinerseits verlangte außer einem Hörsaal, der selbstverständlich auch von anderen Professoren benützt werden konnte, für das in Aussicht stehende Institut für österreichische Geschichtsforschung ein Local als Lehr- und Arbeitsaal, welches so viel als möglich in der Nähe der Universitätsbibliothek angewiesen werden mußte. Mein Verlangen hatte vorderhand keine weitere Folge. Erst im Juli 1854 kam die Angelegenheit in Fluß.

Ich erlaubte mir nun, dem Grafen Thun einige Vorschläge zu unterbreiten, die als vorläufige Statuten für das Institut betrachtet werden sollten: 1. Die Aufnahme in das Institut sollte nur solchen Petenten bewilligt werden, welche das obligate Triennium zurückgelegt hatten, theils weil diese allgemeine historische Vorbildung nothwendig sei, theils weil es den Zöglingen des Instituts immer freistehen mußte, zurückzutreten und sich durch die Lehramtsprüfung für das Gymnasium zu qualificiren, wozu das zurückgelegte Triennium unerläßlich war. 2. Der Cours des Instituts dauert zwei Jahre. Da die Studien und Arbeiten im Institute die Zöglinge ganz in Anspruch nehmen mußten, so soll ihnen nicht gestattet sein, durch Ertheilung von Privatunterricht ihren Unterhalt zu suchen. 3. Aus diesem Grunde soll das Unter-



richtsministerium gebeten werden, durch Verleihung von Stipendien für Nahrungs- und Wohnungsbedürfnisse der jungen Leute zu sorgen.

Se. Excellenz nahm meine Anträge gütigst auf, in Betreff des dritten Punktes wies er mich an den Ministerialsecretär Gustav Heider, um wegen der beantragten Stipendien mit ihm Rücksprache zu nehmen. Da voraussichtlich immer nur einzelne wenige unter den Studirenden den Beruf fühlen würden, sich einem solchen Specialstudium, wie es vom Institute geboten wurde, zu widmen, glaubte ich sechs Stipendien zu 400 fl. Conv.-M. und zwei zu 200 fl. verlangen zu sollen, letztere als Reisestipendien zum Zwecke der Unterstützung im Falle, daß einer oder der andere von den meisttalentirten Schülern des Instituts an entlegenen Archiven oder Bibliotheken für seine Studien Urkunden oder Codices auffuchen und einsehen müßte. Graf Thun bewilligte alle meine Anträge. Mit der Bewilligung der sechs Stipendien war zugleich die Zahl der eventuell in das Institut aufzunehmenden Schüler festgestellt.

Es dauerte aber noch länger als ein Jahr, bis ernstliche Schritte zur definitiven Errichtung des Institutes gethan werden konnten. Das Hinderniß lag in der Ermittlung eines geeigneten Locales. Eine Zeitlang hatte ich geglaubt, es dürfte im dritten Stocke von den der theologischen Facultät zugewiesenen Sälen einer für das Institut erübrigen, allein der Minister erwiderte mir, er brauche den dortigen Tract nothwendig für einen anderen Zweck; er ging nämlich damals mit dem Gedanken um, das ruthenische Seminar dort unterzubringen. Zur selben Zeit strebte der Universitäts-Bibliothekar Diemer, namentlich um die zu ihrem Nachtheile in den Kellern untergebrachten Bücher in trockene Localitäten zu bringen, eine Erweiterung der Bibliotheksräume an und die Berathungen mit ihm brachten mich endlich auf einen praktischen Gedanken, dessen Ausführung seinen und meinen Zwecken entsprach.

In einem am 22. April 1854 an das Unterrichtsministerium eingereichten Promemoria wies ich darauf hin, daß ein geeignetes Local für das Institut in dem einstöckigen, hinter dem Universitätsgebäude (ehemaligen Convicte), gegenüber der Dominicanerkirche befindlichen und mit der Universitätsbibliothek in Verbindung stehenden Gebäude mit geringen Kosten hergestellt werden könnte. Graf Thun ging auf diesen Antrag ein, und so konnte endlich nach Beseitigung der von Diemer erhobenen Schwierigkeiten mit Beginn des Sommersemesters 1855 das Institut in dem soeben bezeichneten Gebäude eröffnet werden. Wir hatten einen kleineren Lehrsaal und einen größeren für die Arbeiten der Institutszöglinge. Bemerken muß ich noch, daß ein sehr geräumiger



Saal der Universitätsbibliothek überlassen und dem Institute ein eigener Diener und die Benützung der anstoßenden Universitätsbibliothek in der Weise bewilligt wurde, daß die von den Zöglingen zum Zwecke ihrer Quellenforschung benötigten Bücher und Werke für die Dauer des Gebrauches von dem Diener aus der Bibliothek in das Institut herübergetragen werden durften.

Die Aufnahme der Zöglinge wurde von folgenden Bedingungen abhängig gemacht: Die Aspiranten wurden am Beginne ihres dritten Universitätskurses aufgefordert, sich als solche bei mir zu melden; sie mußten, da sie fast ohne Ausnahme Lehramtsandidaten waren, neben ihren Leistungen als solche ein von mir gelesenes Collegium über Quellenliteratur und Quellenkritik hören und eine Abhandlung über ein von mir ihnen gegebenes Thema im Laufe des zweiten Semesters abliefern, deren Werth die Stelle einer Aufnahmeprüfung vertreten sollte. Da mir die Candidaten schon durch zweiundeinhalb Jahre durch ihre Leistungen als Lehramtsandidaten in dem von mir geleiteten Seminar für österreichische Geschichte bekannt geworden waren, so konnte mir die Auswahl der sechs Würdigsten und Befähigsten nicht schwer fallen; um die anderen nicht hinhaltend zu täuschen, bewog ich letzere schon früher, von der Candidatur zurückzutreten.

Für den paläographischen Unterricht bewilligte über Verwendung des Grafen Thun die Direction des geheimen Staatsarchives, daß uns Urkunden, und zwar solche, welche für das kritische Studium wichtig waren, in einem eigenen Locale des zum Staatsarchive gehörigen St. Barbaragebäudes unter meiner persönlichen Aufsicht und Verantwortung zur Benützung überlassen wurden. Ein unangenehmes Vorkommen bewog mich aber, von der verantwortungsvollen Bewilligung schon nach wenigen Tagen keinen Gebrauch mehr zu machen. Einer der Institutschüler hatte nämlich die böse Gewohnheit, während Auge und Geist mit der Entzifferung des Textes beschäftigt war, seine Hände gedankenlos mit dem in einem Beutelschen angehängten Wachssiegel sich beschäftigen zu lassen. Zu meinem Schrecken bemerkte ich, daß er das Siegel zerquetscht hatte. Um der Wiederkehr eines solchen Vorkommnisses vorzubeugen, verzichtete ich auf die weitere Benützung der Urkunden des Staatsarchives und das gab Anlaß zu einer höchst interessanten Herbeischaffung urkundlicher Lehrmittel.

In einem Gespräche mit meinem Freunde Joseph Feil, dem ich über meine Noth an Material für paläographische Uebungen und Studien klagte, verfiel dieser auf den Gedanken, ob sich nicht auf



photographischem Wege Abdrücke von Urkunden erzeugen ließen? Mir fuhr der Gedanke wie ein Blitz durch den Kopf. Ich wendete mich ungesäumt an den mir befreundeten Archivar Chmel; aber da wurden Bedenken angeregt; die Urkunden müßten, um eine Fläche zu bieten, durch Wasser oder eine andere Flüssigkeit weich gemacht werden und könnten dadurch unverbesserlichen Schaden leiden. Ich wendete mich an den Professor der Chemie Dr. Redtenbacher und gab ein paar mir gehörige Pergamenturkunden des 15. Jahrhunderts zu jedem beliebigen Experimente, und Redtenbacher überraschte mich zu meiner Freude mit dem Gutachten, daß das Pergament, wenn es durch den Dunst destillirten Wassers weich gemacht wird, ebenso wenig als die Schrift im Geringsten einen Schaden leide. Dieses Gutachten beruhigte, und so kam auf diesem Wege das Institut zu einem Schatze photographirter Urkunden, die an Treue der Wiedergabe durch keine Feder und Menschenhand übertroffen werden können. Die Besorgung der Photographirung und Auswahl der für den Unterricht zweckmäßigsten Urkunden nahm nach ein paar Jahren Dr. Theodor Sickel in die Hand, der als Docent für Paläographie und Chronologie am Institut angestellt worden war\*).

\*

\*

\*

Gegen Ende der sechziger Jahre war mir aus mannigfachen Gründen die Arbeitslust am Institute verleidet worden. Bereits 1860 war Graf Leo Thun von dem Unterrichtsministerium zurückgetreten. Mit ihm war die Stütze und Seele meiner Thätigkeit am Institute entschwunden. Dazu kam, daß die Zahl der Candidaten um die Aufnahme in das Institut sich von Jahr zu Jahr verminderte, so daß ich um 1860 nur noch zwei Zöglinge im Institute hatte. Die Aussichten, mittelst der Institutsstudien sich das Fortkommen zu sichern, hatten sich aus mehreren Gründen vermindert. Die Plätze an den Rechts-Akademien, für welche Graf Thun mit Vorliebe die Institutszöglinge zu Professoren gewählt hatte, waren sämtlich besetzt. Berufungen an Universitäten erfolgten nicht. Graf Thun hatte mir einmal, als ich ihm die Bitte vortrug, wenn es möglich wäre, an den Archiven Plätze zu eröffnen, mit Bedauern erwidert, daß er leider auf die Archivsverwaltungen keinen Einfluß habe. Ich hatte nämlich auf die landständischen Archive hingewiesen.

---

\*) Näheres hierüber „Oesterr.-Ungar. Revue,“ Bd. V. S. 266—277.



In Folge der Aussichtslosigkeit auf Unterkommen traten die Zöglinge des Instituts allmählich zurück und mußten sich mit Nachtheil wieder zur Bewerbung um Lehrstellen an Gymnasien wenden, ich sage mit Nachtheil, indem ihre ehemaligen Mitschüler, welche direct den Mittelschulen zugegangen waren, einen Vorsprung von zwei Jahren hatten. Diese Erfahrungen lähmten meinen früheren Eifer, und andere Berufsarten, wie meine Erwählung zum Unterrichtsrath 1864 bis 1867, zum Universitäts-Rector 1865/66, zum Abgeordneten in den niederösterreichischen Landtag, meine Wahl zum Abgeordneten für den Tiroler Landtag und von diesem in den Reichsrath 1867 bis 1871 entfremdeten mich dem Lehramte sehr.

Im Unterrichtsrathe wurden mir die odiossten Referate über Personalien zugewiesen und Gutachten abverlangt über die Behandlung der Seminarien, z. B. in Innsbruck, wodurch ich mir den Bort früherer Freunde zuzog. Alle diese verschiedenen mir aufgebürdeten Thätigkeiten bestimmten mich endlich, in der Ueberzeugung, daß ich meinen Pflichten an der Universität nicht nachzukommen vermochte, um Dispens von der einen und anderen Obliegenheit einzukommen. Zuerst um Dispens von den Prüfungen der Lehramts-Candidaten, die an der Universität in den Abendstunden stattfanden, diese aber von den Sitzungen der Commissionen im Reichsrathe in Beschlag genommen waren; damit entfielen auch die Seminarübungen für die Lehramts-Candidaten. Bald konnte ich auch meinen Unterricht im Institute für österreichische Geschichtsforschung nicht mehr ertheilen, da auch diesem nur die Abendstunden zugewiesen waren; ich war in der That nur mehr ein Professor legens, der seine Stunde über österreichische Geschichte von 9 bis 10 Uhr noch einhielt. Endlich traf dieses Schicksal auch die Fortführung meiner Direction des Institutes für österreichische Geschichtsforschung. Ich bat im Jahre 1869 um meine Enthebung, welche mir am 9. Juni gewährt wurde. Hasner war damals Unterrichtsminister, der mir von ihm zugefertigte Erlaß lautete: „In Würdigung der in Ihrem Einschreiten vom 25. Mai dargelegten Gründe finde ich Ihrem Wunsche zu entsprechen, und benütze diesen Anlaß, um Ihren jahrelangen und erfolgreichen Bemühungen um die Entwicklung dieses Instituts meine volle Anerkennung auszusprechen. Wien, am 9. Juni 1869.“

Zum Schlusse glaube ich mich keiner Selbstüberhebung schuldig zu machen, wenn ich ein Verzeichniß jener meiner Schüler hierhersehe, die im Institute nach der Intention des Grafen Thun sich heran-



bildeten, dieser Intention fast durchaus treu blieben und auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte arbeiteten.

Brunner Heinrich aus Oberösterreich, einer der fähigsten unter Allen. Er war Jurist und schloß sich, da er sich für das Fach der Rechtsgeschichte ausbilden wollte, an Professor Siegel näher an, betheiligte sich aber an allen Studien und Arbeiten des Instituts mit einem an einem so talentirten jungen Manne bewunderungswürdigen Fleiße und mit einer beinahe kindlichen Penksamkeit. Schon früh lieferte er Arbeiten über: „Das gerichtliche Executionsrecht der Babenberger“; — „Zeugen- und Inquisitionsbeweis im deutschen Gerichtsverfahren der karolingischen Zeit“; — „Ueber Wort und Form im altfranzösischen Proceß“. Als Graf Thun zwei Professoren a) für österreichische und b) für Rechtsgeschichte für Lemberg brauchte, wählte er hierzu Zeißberg und Brunner. Nach der Polonisirung der Lemberger Universität wurde Brunner eine Zeitlang an der Prager Universität verwendet, bald aber von der preussischen Regierung für die neue Universität in Straßburg gewonnen. Gegenwärtig Professor der Rechtsgeschichte an der Berliner Universität.

Conti, ein Mailänder, betheiligte sich fleißig an den Uebungen und Studien im Seminar und Institute. Ob er später nach dem Wegfalle der Lombardi etwas Wissenschaftliches leistete, blieb mir unbekannt. 1880 war derselbe noch Professor am Gymnasium zu Mailand.

Emler Joseph aus Böhmen; er wirkt derzeit in Prag, im Archive des Landtages, als k. k. Universitäts-Professor und als städtischer Archivar. Bei einem kurzen Aufenthalte in Prag verehrte er mir die von ihm herausgegebene Landtafel (vielleicht nur die Reste der bei einem Brande zu einem Theile zu Grunde gegangenen?). Emmler war ein ruhiger und strebsamer junger Mann. (Regesten zur Geschichte Böhmens. 2. Bd.)

Horawitz Adalbert besaß viel guten Willen, aber mindere geistige Begabung. Gleichwohl hat er auf wissenschaftlichem Gebiete, namentlich für die Geschichte des Humanismus sehr Verdienstliches geleistet. Er ist vor einem Jahre nach langem Leiden gestorben.

Isopescul Demeter, ein Bukowinaer, damals bereits griechischer Geistlicher, mußte wegen eines bedeutenden Stipendiums, welches er aus dem dortigen Religionsfonds bezog, bald in die Heimath zurück. Ob er daselbst in der Wissenschaft etwas leistete, blieb mir unbekannt; zur Zeit Director der Lehrerbildungsanstalt in Czernowitz. Als Schüler des Instituts zeigte er viele Vorliebe für Quellenforschung.

Krones Franz, seit Jahren Professor der österreichischen Geschichte an der Grazer Universität, ist einer der fleißigsten Schriftsteller auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte. Ich lebe mit ihm seit der Zeit, in welcher er dem Institute angehörte, in ununterbrochener Freundschaft. Besonders erwähnt seien: vier Bände österreichische Geschichte; Geschichte der Universität Graz; Forschungen zur Geschichte von Gilly u. A.

Forenz Ottomar, ein bedeutendes Talent. Einige seiner früheren Arbeiten sind: Die siebente Cursstimme bei Rudolf I. Königswahl; —



Ottokar II. von Böhmen und das Erzbisthum Salzburg, größtentheils nach ungedruckten Quellen; — Ueber die beiden Wiener Stadtrechtsprivilegien Kaiser Rudolf's I. — Die Wahl des Königs Adolf von Nassau. Deutschlands Geschichtsquellen. Deutsche Geschichte 2 Bd. Mehreres über ihn bietet Wurzbach's biographisches Lexikon im XVI. Bande.

Pangerl Mathias, neben Brunner und Krones einer meiner besten Schüler, ebenso edlen Charakters wie strebsam. Seine wissenschaftlichen Arbeiten waren auf die Herbeischaffung historischer Quellen gerichtet. In den *Fontes rerum austriacarum* der kais. Akademie veröffentlichte er das Urkundenbuch des Cistercienserstiftes B. Mariae B. zu Hohenfurt in Böhmen; dann gemeinschaftlich mit Tauschinski den nach dem Original kritisch bearbeiteten Codex Strahoviensis, welcher den Bericht des sogenannten Ansbert über den Kreuzzug Kaiser Friedrich's I. und die Chroniken des Domherrn von Prag Vicentius und des Abtes Gerlach von Mühldhausen enthält. Ueber seine späteren Arbeiten besitze ich leider kein Verzeichniß; ich weiß nur, daß er ununterbrochen für Herbeischaffung urkundlichen Materials thätig war. Nach Vollendung seiner Universitäts- und Institutsstudien wurde er auf ein Jahr von dem Prälaten des Benedictinerstiftes St. Lambrecht in Steiermark zur Ordnung der dortigen Stiftsarchive berufen und darauf durch die Verwendung des damaligen Erzbischofs von Prag, Fürst Schwarzenberg, einige Jahre bei dem fürstlichen Archive in Wien angestellt. Im Jahre 1875 kam er als Professor der Paläographie und der historischen Hilfswissenschaften an die Prager Universität. Allein bald darauf fing er leider zu kränkeln an. Zur Herstellung seiner Gesundheit begab er sich nach Südtirol, wo er sich einige Zeit in Klausen aufhielt und bei dem Eintritt des strengen Winters nach Arco zog, wo er leider bald darauf, am 14. Januar 1879, starb. Ave! Anima Candida!

Schestag. So viel versprechend er im Institute den Studien oblag, so verdienstlich er als Custos der Kupferstichsammlung des Allerh. Kaiserhauses und als Mitglied der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale wirkte, so sehr ist sein frühzeitiger Tod, † 26. Juni 1884, zu bedauern.

Smičklas, ein Kroat. Daß er wenigstens den im Institute gewonnenen Sinn für den Werth historischer Quellen nicht verlor, bezeugen einige Nachrichten, denen ich in öffentlichen Blättern begegnete. Er schrieb eine „Kroatische Geschichte für gebildete Kroaten“.

Stögmänn Karl. Sehr talentirt. Noch im Institute lieferte er eine sehr gründliche Untersuchung über die Frage, ob Kärnten in Folge eines von Rudolf I. bei der Abtretung Kärntens an den Grafen Meinhard von Tirol gemachten Vorbehaltes oder durch freie Verleihung Ludwig des Bayers im Jahre 1335 an Oesterreich kam. Der junge Mann gerieth hierüber mit Chmel in eine Fehde, der den Vorbehalt vertheidigte, obwohl er keinen Beweis dafür aufzubringen im Stande war. Stögmänn kam in den Dienst des k. k. Staatsarchivs, starb aber schon im ersten Jahre seines Dienstes am 24. November 1857 an einer Lungenentzündung, zu früh für die Wissenschaft.



Supola, ein Ungar, fand, wie ich hörte, bei der Akademie in Pest Verwendung und starb am 26. März 1875 als Beamter des Nationalmuseums.

Tauschinski Hippolyt; ich kann nur mit lebhaftem Bedauern bemerken, daß ein so ausgezeichnetes Talent, wie es scheint, in Folge Mangels einer gesicherten Lebensstellung auf Abwege gerieth und wissenschaftlich nichts mehr leistete. Näheres in Wurzbach's Biogr. Lexikon.

Thaner warf sich auf das Kirchenrecht, wurde Professor dieses Faches an der Innsbrucker Universität, seit dem Beginne des Studienjahres 1889/90 an der Grazer Universität.

Thausing wendete sich früh der Kunstgeschichte zu, fand Anstellung an der Kupferstichsammlung des Erzherzog Albrecht, machte sich durch seine Dürer-Studien einen Namen, starb aber vor nicht langer Zeit. Wurzbach weiß viel von ihm; auch in den „Mitthlg. des Instituts für österreichische Geschichtsforschung“ findet sich ein ausführlicher Nekrolog.

Zahn Joseph hat sich um die Geschichte des Hochstiftes Freising, durch die Herausgabe der Urkunden des Hochstiftes, sowie durch mehrere andere in den akademischen Publicationen veröffentlichte Arbeiten Verdienste erworben. Als Landesarchivar von Steiermark, Verfasser eines bereits 2 Bände haltenden Steiermärkischen Urkundenbuches.

Zeißberg Heinrich gehörte zu den besten Schülern des Instituts; wurde mit Brunner vom Grafen Thun an die Lemberger Universität entsendet, kam von dort an die von Innsbruck, wurde aber schon nach einem Jahre an die Wiener Universität versetzt, und gleichzeitig Lehrer der Geschichte bei Sr. kais. Hoheit Erzherzog Rudolf. Er wirkt noch gegenwärtig fruchtbar auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte und ist einer der ersten Professoren des Instituts. Eine seiner letzten und nach dem Eindruck, welchen die Arbeit auf mich machte, besten Arbeiten ist das Werklein über die „Räumung Belgiens in dem polnischen Aufstande 1790.“ Auch Zeißberg hat die Verbindung mit mir, seinem alten Lehrer, nie aufgegeben.

Vorstehendes verzeichnete ich in dankbarer Erinnerung an den mir unvergeßlichen Grafen Thun und zum Beweise, daß sowohl ich als viele meiner Schüler mit mir, bestrebt waren, der patriotischen Intention Sr. Excellenz nach Kräften zu entsprechen.



## Anastasius Grün und seine engere Heimath Krain.

Ein Beitrag zu seiner Biographie, mit Briefen des verewigten Poeten.

Von Heinrich Penn.

Im Jahre 1876 war's — da hielten am Morgen des 11. April vor dem Palais Auersperg, in der mit Gärten und Baumgrün so reich gesegneten Elisabethstraße in Graz viele Wagen und festlich gekleidete Männer entstiegen denselben, eilten die Treppe hinauf, um Anastasius Grün, dem lorbeerumrauschten Poeten Oesterreichs, ihre Glückwünsche und Huldigungen darzubringen zu seinem 70. Geburtstage.

Es war sein letzter, bevor noch das Jahr zur Rüste ging schloß er sein großes, sinnendes, geistvolles Auge — und am 14. September fuhr abermals Wagen auf Wagen bei dem Dichterhause vor, aber eine schwarze Trauerfahne wehte melancholisch vom Giebel und ernstblickende Männer in Trauergewändern entstiegen den Wagen, um noch einmal die theuren Züge des verehrten und geliebten Geschiedenen zu sehen, Blumen und Kränze niederzulegen an dem Sarge des Dichters, dessen Lieder selbst in ihrem Farbenreichthum und ihrer Bilderpracht wie prangende Blumen empor sproßten aus der schaffenden Seele des Poeten.

Dort lag der erste Kranz, den die trauernde Gattin auf das greise Haupt des Geschiedenen gelegt, daneben jener des treuen Sohnes Theodor, seines „Geheimsecretärs,“ wie ihn Anastasius Grün scherzend nannte.

Und in demselben Zimmer, wo Graf Auersperg vor kaum einem halben Jahre die Huldigung nicht nur Oesterreichs, sondern ganz Deutschlands empfing, da lag er nun kalt und todt auf dem Paradebette, grausam aus dem Kreise der Seinen gerissen, in deren Mitte



er noch so gerne geweilt hätte, wie jener schmerzzerpreßte Ausdruck: „Möchte leben!“ so deutlich zeigt.

Und das Gesicht des Dichters war erschütternd verändert, als wir an den Katafalk traten, die Augen lagen tief eingesunken in ihren Höhlen, die dunklen Flecken des Todes traten zu Tage, und deshalb hob man ihn von dem Paradebette herab und nach einem herzerreißenden Abschied von Gattin und Sohn schloß sich der Sargdeckel für immer über einem unserer genialsten Dichter, über einem unserer edelsten Geister.

Und wie rührend und doch erhaben war die Gemahlin des Verewigten, wie rang sie zwischen Schmerz und Hoffnung und kämpfte ihr Weh doch heroisch nieder, um die Deputationen aus Wien zu empfangen. Kaum im Stande, ihre Thränen zurückzudrängen, sprach sie von den letzten Stunden des Dichters, von seiner ihr unvergeßlichen Liebe, davon, wie er sich nach der zurückgelegten Bahreuther Reise, welche die Gräfin mit ihrem Sohne unternommen, schon auf den Aufenthalt in Thurn am Hart gefreut, und wie sie nun schier meine, das ungeheure Weh nicht überleben zu können.

Auch der Sohn des Verschiedenen, Graf Theodor, empfing die Freunde des Vaters in liebenswürdiger Weise, bat sie, nun die seinen zu werden und sagte es offen, daß nur das Bewußtsein, das ganze Vaterland theile seinen Schmerz, es ihm möglich mache, den entsetzlichen Verlust zu ertragen.

Und Mutter und Sohn — sie leerten in Wahrheit den Leidensfelch bis auf die Reige, sie begleiteten den theuern Todten, wohnten der erschütternden Trauerceremonie bei, und es blieb wohl kein Auge trocken, als die Gräfin, übermannt vom Schmerze, sich auf den Sarg warf, ihr Gesicht in den Blumenkränzen vergrabend und der Sohn hinzutrat, die Mutter an das Herz drückte und sie liebevoll hinwegführte.

Und es lag wie ein Trauerflor über ganz Graz; das am Morgen noch herrliche Wetter schlug gegen Mittag um und wurde ungewöhnlich düster, die regenschwangeren Wolken hingen bis tief auf die Giebel der Häuser wie Trauerflöre, und eine tiefwehmüthige Stimmung hatte sich der Tausende bemächtigt, die von fern und nah herbeigeströmt waren, dem großen Todten die letzte Ehre zu erweisen.

Ganz Graz gab dem Sarge das Geleite, denn Jeder fühlte es tief und schmerzlich, daß dem österreichischen Vaterlande einer jener seltenen Helden entrissen wurde, welche als „die ragenden Gipfel der



Menschheit" über den wandelnden Generationen ihr Geisteshaupt erheben und ihrem Volke nie ganz verloren gehen können, da sie in ihren Werken fortleben.

Und zum Theile auch in ihren Briefen, zum mindesten enthalten dieselben vielfache, höchst beachtenswerthe Streiflichter zur richtigen Beurtheilung des Charakters der Berewigten. So führen wir unseren Lesern eine Anzahl von Briefen Anastasius Grün's vor, die darthun sollen, mit welcher Liebe er an seiner engeren Heimath Krain und deren Volksthum hing, wie er andererseits seine Landsleute auch slavischer Zunge schätzte, liebevoll förderte und unterstützte.

Jedes Volk hat in seiner Literatur einen Mann, den es nicht allein ehrt, ihm dankbar ist — nein, den es liebt, an dem ihm alles schön und gut erscheint, dessen Fehler selbst ihm liebenswürdig dünken, und wehe Demjenigen, der sich unterfängt, diesen Liebling anzutasten. Er hat die ganze Nation gegen sich. Was den Engländern Shakespeare, den Franzosen Racine, den Italienern Dante, den Deutschen Schiller, den Russen Puſchkin, den Polen Mickiewicz — das ist den Slovenen Prešern. Als junger Mann mußte er sich während seiner Studien in Wien durch Stundengeben die Subsistenzmittel verschaffen und es gelang ihm, eine Stelle als Lehrer in dem damals renommirten Alinowſtröm'schen Institute zu finden. Hier führte ihm der Zufall seinen später so berühmten Landsmann Anastasius Grün (Anton Graf Auersperg) als Schüler zu und ein schönes inniges Band umschlang zwei der bedeutendsten Männer Krains.

Wie anregend Prešern auf Grün wirkte und seine dichterischen Productionen unterstützte, was für reiche Anschauungen von Welt und Geschichte der damals wenig gekannte slavische Poet ihm einflößte, dies bezeugt der Sänger des „letzten Ritters“ selbst in einem Gedichte, welches er dem Andenken Prešern's gesungen, und auf welches wir später zurückkommen werden.

Auch Prešern blieben die Stunden, die er mit seinem Zögling im traulichen Umgange verlebte unvergeßlich und die beiden bedeutenden Geister blieben fortwährend im innigsten Contacte.

Es ist sichergestellt, daß die Entstehung der „Volkslieder aus Krain“ auf den Einfluß zurückzuführen ist, den Prešern auf seinen jungen Zögling übte. Denn ob auch in Bezug auf Krain — Anastasius Grün's „Charakterbild“ von der Parteien Gunst und Haß verwirrt in der Geschichte schwankt; — Eins sprechen ihm selbst die Gegner nicht ab, Eins hat er wiederholt documentirt: die begeisterte



Liebe nämlich zu seiner kleinen, aber an Naturwundern so überaus reichen Heimath Krain! Wir erinnern hier an sein jugendfrisches, heilige Begeisterung athmendes Gedicht „Ilirien“, das er 1827, also als 21jähriger Jüngling in Hormayer's Archiv veröffentlichte, und später bethätigte er diese seine Heimathliebe wiederholt in Schrift und Wort, wie er denn auch seinen Landsleuten ein stets hülfbereiter, opferwilliger Helfer und Rathgeber war. Ich verfüge in dieser Richtung über eine Anzahl geradezu überraschender Daten. Und diese materiellen Opfer sind um so höher anzuschlagen, als Grün seine Güter vollständig verschuldet vom Vater übernahm und dieselben durch eine musterhafte Ordnung, strenge Oekonomie und rationelle Bewirthschaftung völlig schuldenfrei gemacht. Preßern nun hatte in Anastasius Grün den Sinn für das Vaterländische geweckt und die nächste Frucht davon war, daß sich Grün sofort auf heimische Stoffe warf. So entstand jenes Gedicht „Ilirien“, so die im „Ilirischen Blatt“ veröffentlichte Ballade „Der Wassermann“, die jenen Stoff verallgemeint behandelt, den auch Preßern, jedoch localisirt, bearbeitete, und über welche Sage die beiden Poeten ihre Meinungen ausgetauscht hatten. So begann Muersperg denn auch mit der Sammlung und Verdeutschung der „Volkslieder aus Krain“, auf welche er von Preßern aufmerksam gemacht wurde, und dessen Rath darüber er wiederholt einholte. Es liegen uns aus dieser Zeit mehrere Briefe vor, die Grün im Interesse seiner Sammlung auf Anrathen Preßern's an Janko Braz richtete, der die slovenischen und kroatischen Volkslieder mit großem Fleiße und kritischem Geiste sammelte.

Grün schrieb im November 1846 an Janko Braz:

„Wie steht es mit der Fortsetzung slovenischer Volkslieder? Könnten Sie mir einige Aufklärungen über den musikalischen Theil über die Begleitung mit Instrumenten u. s. w. bei diesen Liedern geben? Recht angenehm wäre mir Ihr Urtheil über meine Abhandlung „Volkslieder in Krain“, welche ich in L. M. Frankl's „Sonntagsblätter“ veröffentlichte, die jedoch von der Censur arg verstümmelt wurde. Erfreuen Sie mich bald mit einigen Zeilen

Ihr

Graf Muersperg.“



Am 25. December schreibt Grün neuerdings:

„Ich schicke Ihnen zwei meiner Uebersetzungen krainischer Volkslieder, nämlich „Die verliebte Amsel“ und die „Sonnenwende“. Ich lege Ihnen noch die drei Bändchen, welche ich von Herrn Pfarrer Balzer in Selo erhalten habe, bei. Es sind viele Lieder darunter, die des nationalen Charakters entbehren, jedoch auch manche, mit denen Sie Ihre Sammlung vervollständigen können. Ich übersehe aus diesen Hesten: „Was in der Welt vorgeht“? — Das Lied: „Schloß Bärnegg“ ist — wie mir auch Preßern bestätigt, nicht national, obgleich das Gedicht nicht schlecht ist. Wer sich einige Zeit mit der Volkspoesie beschäftigt hat, gewinnt einen richtigen Blick in Beurtheilung des Echten und Unechten, und ist nicht zu täuschen. Dieser Blick ist auch Ihnen in Ihrer Sammlung eigen, die einzig eine kritische genannt zu werden verdient. Mögen Sie doch je eher den zweiten Theil folgen lassen! Noch lege ich bei: meinen von der Censur verstümmelten Aufsatz: „Ueber Volkslieder in Krain“, da Sie denselben nicht zu Gesicht bekamen. Möge mir derselbe Ihre mir so werthvolle Anerkennung eintragen. Ihren versprochenen Brief aus Agram habe ich leider nicht erhalten, entbinde Sie jedoch nicht so leicht Ihres Versprechens“ — — —

Wir wollen hier noch jenes Briefes erwähnen, den Anastasius Grün im Jahre 1850, als die Volkslieder in Leipzig bei Waidmann erschienen waren, an Braz schrieb. Der Brief ist vom 1. November datirt und lautet:

„Als ich mich vor Jahren mit der Verdeutschung der „Volkslieder aus Krain“ beschäftigte und mir das Uebersetzen die liebste Beschäftigung in meinen freien Stunden bot, nützte mir vor Allem Ihre im Druck erschienene Sammlung und lieferte mir viel Materiale dazu; überdies förderten Ihre brieflichen Mittheilungen meine Arbeit. Da nun die Uebersetzung erschienen ist, erlaube ich mir Ihnen ein Exemplar davon zu senden und bitte, es wohlwollend als Zeichen meiner Dankbarkeit und ausgezeichneten Hochachtung anzunehmen.

Ihr

Graf Auersperg.

Die Schreiben an Braz und die anderen Briefe Auersperg's, die sich mit heimathlichen Stoffen beschäftigen, bilden jetzt, nachdem uns der unsterbliche Freiheitskämpfer verlassen, werthvolle Autographen und



wäre es zu wünschen, daß der Biograph Anastasius Grün's, der uns ein erschöpfendes Bild dieser bedeutenden Dichtergestalt liefern soll, auch die Mühe nicht scheuen würde, alle diese schriftlichen Kundgebungen des Berewigten zu einem bleibenden Denkmale zu sammeln.

Da ist denn freilich zu bedauern, daß jene Briefe Grün's an Preßern, von deren Existenz Zeitgenossen bestimmt wußten, im Nachlasse des slovenischen Poeten nicht aufgefunden wurden, weil sie eben eine Beute der Flammen geworden sein mögen.

Grün hatte eine große Pietät für Preßern und erzählte mir L. A. Frankl, daß er bei seiner Anwesenheit in Laibach — durch ein Büchlein Uebersetzungen, die der jugendliche Graf Pace veröffentlichte, angeregt, — Grün unverhohlen um sein offenes und ureigenstes Urtheil über den slovenischen Dichter Preßern fragte. Anastasius Grün antwortete Frankl, indem er demselben seinen Nachruf an Preßern zur Lectüre übergab. Er hatte das Gedicht unmittelbar darauf geschrieben, als er die erschütternde Nachricht von Preßern's Heimgang erhielt, nämlich am 8. Februar 1849. Fast zehn Jahre lag das Blatt in seinem Pulte, da wendete sich Dr. Costa im Jahre 1858 an Grün um einen Beitrag für das von Costa zum Andenken Vodnik's herausgegebene Vodnik-Album. Grün sendete seinen Nachruf an Preßern. So wurde derselbe im Jahre 1859 zum ersten Male gedruckt und ist die Perle des ganzen Buches! Das Gedicht charakterisirt in den volltönenden, farbenprächtigen Versen unseres Poeten den nationalen Streit in Krain, wie andererseits die bahnbrechende Erscheinung Preßern's.

Indem Anastasius Grün seinem Freunde und Lehrer dies ewig grüne Blatt auf den Sarg gelegt, hat er sich selbst ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Ich kann den ersten Theil meines Aufsatzes nicht besser abschließen, als mit diesem hochinteressanten und noch immer zu wenig gekannten Poem Anastasius Grün's. Die markantesten Stellen desselben lauten:

#### Nachruf an Preßern.

Er war mein Lehrer einst! Aus dumpfen Hallen  
Entführt er mich zu Tiburs Musenfesten,  
Zum Wunderstrand, wo Maros Helden wallen,  
Zur Laube, wo der Tejer Trauben preßte,  
Zum Cap Sigeums, dran die Wogen prallen  
Wie Waffentosen, bis zu Priam's Beste;  
Sein Geisterschiff trug keine Flagg' am Ständer,  
Nicht blau-roth-weiß', nicht schwarz-roth-gold'ne Bänder.



Auf dieses Todten Herz — das nie gewittert,  
 Geleuchtet nur — leg' ich die Hände gerne;  
 Die Weltenseele quillt, vom Markt zersplittert,  
 Ins Dichterherz zu ruhigem klaren Kerne,  
 Das Licht, das rings verirrt in Funken zittert,  
 Im Dichterherzen sammelt sich zum Sterne;  
 Wenn Haß das Volk hinaus zum Streit getrieben,  
 Vergräbt's, wie Gold, ins Dichterherz sein Lieben.

Den bleichen Mund umschließt ein heit'rer Friede,  
 Als woll' er mild zu seinem Volke sprechen:  
 „Die Zunge löst ich Dir mit meinem Liede  
 Zu voller'n Klängen gleich krystall'nen Bächen;  
 Ich war der Schmied, der Dir die Pflugschaar schmiede,  
 Der Sprache lang verödet Feld zu brechen;  
 Und willst Du froh aus Erntefest schon denken?  
 Noch manches Korn mußt Du zur Furche senken.“

\* \* \*

Wir haben vorher bemerkt, daß Anastasius Grün sich seiner Landsleute auch slavischer Zunge in überaus liebevoller Weise annahm. Den schlagendsten Beweis finden wir in einem Briefwechsel des gefeierten Poeten mit einem Landsmanne Namens Joseph Gimperman, einem specifisch slovenischen Autor, der jedoch unter dem Namen Charpentier auch hübsch empfundene deutsche Gedichte schrieb. Schreiber dieses veröffentlichte seinerzeit mehrere davon in den von ihm herausgegebenen „Dichterstimmen aus Oesterreich-Ungarn“. Eine schwere unheilbare Krankheit, an welcher der junge Mann litt, machte sein Leben zu einem völlig freudenlosen, trotz dieses Leidens jedoch war er auf dem Gebiete der heimischen Literatur unermüdlich thätig. Eine edle Dame machte Anastasius Grün im Jahre 1873 auf den jungen Literaten aufmerksam und sofort sendete der hochsinnige Poet mehrere seiner Werke und seine Photographie mit den freundlichsten Grüßen an Gimperman.

Von diesem Momente an entspann sich zwischen dem gefeierten Dichter und seinem Schützling ein sehr reger Briefwechsel, welcher den Menschen sowie den krainischen Vaterlandsfreund und Patrioten Anastasius Grün im glänzendsten Lichte erscheinen läßt. Gimperman schreibt selbst darüber bei Publicirung der betreffenden Briefe:

„Bei Durchsicht dieser Briefsammlung wird Jedermann sich sogleich überzeugen, daß A. Grün ein wahrhaft edler Mensch gewesen, und daß er das Andenken an sein geliebtes Heimathland beständig im



Herzen trug. Trotz seiner vielen und wichtigen Geschäfte erstreckte sich seine Aufmerksamkeit aufmunternd oder liebeich informirend auf meine literarischen Arbeiten, und große Freude empfindet er, wenn ich ihm hin und wieder ein neues Product unserer heimathlichen Literatur zusende. Zwar wohl wissend, daß mein Geist über meine physischen Leiden gebietet, spendet er mir dennoch erhebende Trostesworte und ermutigt mich, dem Schicksale unaufhörlich durch Festigkeit zu trotzen, wie es Männern geziemt. Von meinen heimathlichen ihm unbekannten Lieblingen, die ich ihm vorstelle, hat er die beste Meinung, und über ihre schriftstellerischen Erzeugnisse spricht er sein volles Lob aus. Seine Ansichten über Leben und Kunst sind kosmopolitischer Färbung und trotzdem, wie warm gedenkt er seines, vom ihm poetisch verherrlichten einstigen Lehrers und Freundes Dr. Preßern.

Wenn man also diese treuherzigen Rundgebungen seines Fühlens und Denkens ruhig beurtheilt, wird man erkennen, daß A. Grün eine großartig angelegte Natur gewesen. Ich kann es daher freudig und dankbar aussprechen: der briefliche Gedankenaustausch mit diesem berühmten Manne hat meine geistige Entwicklung bedeutend gefördert und mir in meinem tiefersten Leben manche freudvolle und leichte Stunde bereitet." — — —

Wir greifen von der großen Anzahl von Briefen, die der Dichter an seinen Schützling richtete, selbstverständlich nur einige heraus.

Dornau bei Pettau, 9. Juli 1873.

Sehr geehrter Herr!

Ihr freundliches Schreiben vom 30. v. M. hat mich nicht mehr in Thurn am Hart getroffen und ist mir nach Graz, wo ich einige Tage verweilte und ich mittlerweile auch von dort wieder abgereist war, endlich hierher nachgesendet worden. Dieser Umzug und die damit verbundenen Verzögerungen mögen die Verspätung meiner Antwort entschuldigen.

Vor Allem habe ich Ihnen für den wohlwollenden Inhalt Ihres Schreibens sowie für dessen literarische und artistische Beilagen meinen erneuerten Dank abzustatten. Ich kann hierbei die Versicherung wiederholen, daß es mich sehr freuen und interessiren würde, von Zeit zu Zeit, wie Sie mir in Aussicht stellen, Mittheilungen von Ihnen zu erhalten, und daß es mir nur zu aufrichtiger Befriedigung dienen könnte, Ihnen meine Theilnahme auch durch die That zu beweisen. Sehr glücklich müßte ich mich



fühlen, wenn ich, wie Sie meinen, wirklich die Begabung besäße, in Ihr Dasein einige helle Stunden zu „zaubern“. Stünde mir ein solcher Zauberstab zu Gebote, wie gerne wollte ich ihn unermüdblich schwingen!

Wie Ihnen schon diese Zeilen darlegen, ist mein äußeres Leben etwas nomadenhafter Natur. Der oftmalige Wechsel meines Aufenthaltes, dazu der oft gleichzeitige Andrang der verschiedenartigsten Geschäfte und Obliegenheiten u. s. w. mögen mich so wie heute, abermals am Vorabende einer Reise, im Voraus auch für die Zukunft entschuldigen, wenn meine Rückantworten nicht jederzeit pünktlich und mitunter einigermaßen flüchtig erfolgen sollten.

Mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung und wärmster Theilnahme

Ihr

ergebenster

Ant. Auersperg.

Im selben Jahre hatte Cimperman eine photographische Abbildung der von Zajec im Auftrage mehrerer Verehrer modellirten Büste des slovenischen Dichters Stritar an A. Grün gesendet. Dieser schrieb darüber:

Thurn am Hart, 17. Juli 1873.

• Geehrter Herr!

Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen und für die denselben beigelegte Photographie Stritar's, der mir, soweit ich ihn bisher kennen lernen konnte, ein schönes und was noch werthvoller, weil seltener, auch ein unabhängiges Talent zu sein scheint.

Der Erfüllung Ihres Wunsches nach einer Ihren Verhältnissen entsprechenden Verwendung nachzukommen, würde ich gerne bestrebt sein, wenn nicht zweierlei wesentliche Schwierigkeiten diesem Bestreben entgegenstünden; denn erstens fehlt mir der Ueberblick des Terrains solcher geeigneter und verfügbarer Plätze, und zweitens kenne ich viel zu wenig Ihre Anlagen, Eignungen und Neigungen um auch, wenn die erste Schwierigkeit nicht bestände, mit voller Beruhigung die erforderlichen Schritte zu unternehmen.

Mein Aufenthalt wird in den nächsten Wochen zwischen Thurn am Hart, wohin mich öfter Geschäfte rufen, und Dornau, wo meine Familie verweilt, abwechseln, zudem stehen mir auch noch Ausflüge nach Graz und Wien in Aussicht. Sollte Ihnen



mein jeweiliger Aufenthaltsort nicht zufällig bekannt sein, so würden Sie allfällige Briefe an mich am zweckmäßigsten nach Graz (Elisabethstraße 5) adressiren, von wo mir alle Sendungen jederzeit pünktlich nachgeschickt werden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr

ergebener

Ant. Muersperg.

Von Cimperman war im Jahre 1873 eine Sammlung deutscher Gedichte unter dem Titel „Rosen und Disteln“ erschienen, welche dieser an seinen Gönner sendete, gleichzeitig bewarb er sich bei demselben um einen Beitrag zu einem projectirten Festalbum zu Ehren Preßern's. Professor Pajk besprach das Programm desselben in ausführlicher Weise und sollte zwischen Anastasius Grün und Stritar eine Zusammenkunft stattfinden, bei welcher Ersterer Mittheilungen über seinen Verkehr mit Preßern machen sollte. Auch sammelte Cimperman gerade damals Beiträge zu einem Grabdenkmale für seinen äußerst talentvollen im 21. Jahre gestorbenen Bruder Franz Cimperman, welches diesem auch später thatsächlich gesetzt wurde.

Auf diese Umstände bezieht sich der folgende Brief Anastasius Grün's:

Lhurn am Hart, 12. October 1873.

Geehrter Herr!

Wie ich mir bereits in einem früheren Schreiben anzudeuten erlaubte, war mein Aufenthaltsort in letzter Zeit ein so oft wechselnder, meine Zeit eine so vielfach in Anspruch genommene, daß ich wohl auf Ihre freundliche Nachsicht zählen darf, wenn ich Ihr letztes geehrtes Schreiben zu beantworten erst heute einen freien Augenblick erhaschen konnte.

Für das dichterische Hefchen, durch dessen Zusendung Sie mich erfreuten, sowie für die freundlichen Worte, mit welchen Sie die schmucke Gabe begleiteten, statte ich Ihnen meinen wärmsten und verbindlichsten Dank ab.

Indem ich die mir zur Einsicht übermittelten Zeitungsauschnitte anbei dankbar zurückstelle, bedauere ich, Ihrem Wunsche bezüglich des projectirten Preßern-Albums nicht augenblicklich und im ganzen Umfange nachkommen zu können. Eigentliche Aufzeichnungen über meine Beziehungen zu meinem unvergeßlichen



Freunde und Lehrer besitze ich zwar nicht, wohl aber bewahre ich über meinen Verkehr mit ihm und ihm betreffende Erlebnisse mannigfache lebensvolle Erinnerungen. Mit Vergnügen würde ich Herrn Stritar, sollte ein günstiges Geschick mich mit ihm in persönliche Berührung bringen, davon mündlich eingehendere Mittheilungen machen; aber diese selbst zu Papier zu bringen, dazu fehlt mir in diesem Momente wie gesagt, die erforderliche Muße und Sammlung.

Wenn ich Ihnen über Ihre Aufforderung im Anschlusse einen kleinen Geldbetrag übermittle, so ist dieser zunächst nur Ihnen zu Ihrer freien Verfügung gewidmet; Sie können ihn demnach auch zu dem erwähnten Grabdenkmale beisteuern. Meinerseits aber muß ich auf die Ehre verzichten, meinen Namen auf der Beitragsliste verzeichnet zu finden. Wer seine Blicke und bescheidenen Kräfte den großen culturellen und humanitären Aufgaben der Menschheit, wie solche sich für unser Jahrhundert geltend machen zugewendet hat, der kann und will keiner einzelnen Nationalität ausschließlich dienen, aber auch keiner derselben feindlich gegenüberstehen. Dieselben Aufgaben machen sich mikrokosmisch in dem Völkergewirre Oesterreichs geltend, und hier ist deren Lösung um so dankbarer, je schwieriger sie zugleich ist. Ueber Mittel und Wege hierzu sind die edelsten Kräfte uneins und in verschiedene Lager zerfallen. Hüben und drüben wird gekämpft, und so lange der Kampf dauert darf auch der Friedfertigeste und Versöhnlichste den ihm angewiesenen Posten nicht verlassen. Und so verbietet auch mir ein gewisses politisches Decorum in einem Lager auch nur scheinbar mich einzufinden, welches nicht das meine ist.

Mit aufrichtiger Hochachtung und Theilnahme

Ihr

ergebenster

Ant. Aueršperg.

Wir schließen diese höchst interessanten Briefe mit folgendem Schreiben A. Grün's:

Oesterr.-Ungar. Revue. 1889.



Graz, Neujahr 1874.

Euer Wohlgeboren!

Der Jahreswechsel und die damit verbundenen socialen und geschäftlichen Obliegenheiten haben auf meinem Schreibtische eine solche Masse von Briefen und sonstigen Schriftstücken angehäuft, daß ich mit deren Beantwortung oder Erledigung dermaßen in Anspruch genommen bin, daß ich mir für die Kürze und Flüchtigkeit gegenwärtiger Zeilen abermals Ihre Nachsicht erbitten muß.

Empfangen Sie vor allem meinen wärmsten und verbindlichsten Dank für Ihre freundlichen Neujahrswünsche, welche ich mit den herzlichsten Gegenwünschen für ihr dauerndes Wohlsein erwidere. Möge das neue Jahr Ihnen namentlich in Bezug auf Ihr physisches Befinden günstiger und gewogener sein als das eben verflossene. Geistige Arbeit ist zwar unleugbar gar oft ein Linderungs- und Beschwichtigungsmittel gegen körperliche Leiden und Sie gebieten über jenes edle Mittel; aber nur zu häufig ist das leibliche Unbehagen der Feind und Störenfried der inneren Sammlung und geistigen Schaffenthätigkeit; die Reciprocität ist da eine gar unerquickliche. Jedenfalls aber gelte der Zuruf:

Macte animo!

Auf Ihre Frage nach meinem Zusammensein mit Stritar kann ich meinerseits nur Befriedigendes sagen. Herr Stritar hat auf mich den vortheilhaftesten Eindruck gemacht, und obwohl ich nur einmal, und dies auch nur ziemlich kurze Zeit, mit ihm zu sprechen Gelegenheit hatte, so glaube ich in ihm den Mann von tüchtiger Bildung und weiterem Klarblicke, neben gewinnenden Umgangsformen, zu erblicken, mit dem ich unschwer mich verständigen zu können glaube.

Bei aller Wärme, welche ihm für sein Heimathland und seinen Volksstamm beseelt, giebt er sich doch darüber wohl keiner Täuschung hin, daß die großen civilisatorischen Aufgaben des Jahrhunderts nur durch das Zusammenwirken aller Culturvölker gelöst werden können und daß diesen Aufgaben gegenüber ein kleiner Volksstamm, der sich isoliren wollte, ohnmächtig dasteht und in Rückschritt und Verwilderung verfallen müßte. Die Menschheit steht denn doch etwas höher als die Nationalität!



Ich habe sehr bedauert, daß Herr Stritar mich nicht nochmals mit seinem Besuche erfreut hat. Daß er zu wiederholten Malen mich zu treffen versuchte, habe ich erst aus Ihrem Schreiben erfahren; umsomehr thut es mir leid, von ihm verfehlt worden zu sein. Hoffentlich bin ich bei meinem nächsten Aufenthalte in Wien glücklicher!

Durch Ihren Wunsch, die Ihnen noch fehlenden von meinen Schriften zu erhalten, bin ich sehr erfreut und geehrt. Doch, um diesem Wunsche nachkommen zu können, wollen Sie mir mittheilen, welche davon Sie bereits besitzen. Ich habe Ihnen seinerzeit aus Thurn am Hart übermittelt, was ich dort davon vorrätzig hatte. Vielleicht kann ich von hier aus eine theilweise Ergänzung nachfolgen lassen, obschon auch mein hiesiger Vorrath einige Lücken aufzuweisen hat.

Mit meinen besten Wünschen und Hoffnungen Ihre Lebenswege begleitend, mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr

ergebenster  
Ant. Aueršperg.

Wir reproduciren diese Briefe des Poeten, weil sie es verdienen, über die engeren Grenzen seiner Heimath Krain, auch in weitesten Kreisen bekannt zu werden.

---



## Der Donau-Odercanal.

Von Dr. Joh. B. Meyer.

Der Wasserstraßenbau in Oesterreich-Ungarn ist an dieser Stelle<sup>1)</sup> schon zu öfteren Malen behandelt worden und im III. Bande dieser Zeitschrift, S. 371 (August 1887), sind auf Grund der von uns dargelegten, für den modernen Wasserstraßenbau geltenden technischen und wirthschaftlichen Principien als zunächst auszubauende Schiffahrtsstraßen bezeichnet worden:

1. Verbindung der Donau mit der Oder mittelst Canalisirung der March, der Beczwa und der Oder;
2. Verbindung der March mit der Elbe mittelst Canalisirung dieser beiden Flüsse;
3. Canalisirung der Moldau von Melnik bis Budweis.

Die Stille, welche in Oesterreich und Ungarn seit langer Zeit im grellen Gegensatz zu dem bewegten Treiben auf diesem Gebiete in anderen Staaten herrschte, hat mit diesem Jahre ihr Ende gefunden. In Ungarn ist die Regulirung des Eisernen Thores bereits in Angriff genommen worden, und bei der am 4. April d. J. im ungarischen Abgeordnetenhanse stattgehabten Verhandlung der Vorlage über die Bewilligung der Kosten zur Beseitigung dieser Schiffahrtshindernisse hat der Herr Handelsminister Baroß auf eine Interpellation des Abgeordneten

---

<sup>1)</sup> Heinrich Kröhnke, Die Bedeutung der Binnenschiffahrt. Bd. I, Heft II, S. 14. — Johann Hunfalvy, Die Flußregulirungen in Ungarn. Bd. I, Heft V, S. 21. — Joh. B. Meyer, Der Wasserstraßenbau in Oesterreich-Ungarn. Bd. III, S. 337. — Joh. B. Meyer, Die Herstellung einer Wasserstraße zwischen der Donau und der Oder. Bd. IV, S. 303.



Mudrony die Bedeutung des Donau-Obercanals anerkannt und auch die Concession für die Vorarbeiten zur Regulirung der March erteilt. Auch in Oesterreich steht der Donau-Obercanal auf der Tagesordnung, und selbst in Deutschland hat der Centralverein für Hebung der deutschen Fluß- und Canalschifffahrt auf seiner diesjährigen Generalversammlung sich mit diesem Gegenstand beschäftigt und den einstimmigen Beschluß gefaßt:

„Der Centralverein erachtet die Herstellung einer leistungsfähigen Schifffahrtsverbindung zwischen Oder und Donau im Interesse des Handels und Verkehrs der beteiligten Staaten als ein dringendes wirthschaftliches Bedürfniß.“

In Oesterreich werden die jetzt versammelten Landtage von Niederösterreich, Mähren und Schlesien sich mit der Frage der Herstellung einer Wasserstraße zwischen der Donau und der Oder zu beschäftigen haben. Den Anlaß hierfür bieten insbesondere die seitens des Donau-Vereins und des Club der Industriellen über diesen Gegenstand vorliegenden Petitionen.

Der Donau-Verein hat nämlich in seiner Plenarversammlung vom 10. Mai folgenden Beschluß gefaßt:

„Der Donau-Verein spricht seine Ueberzeugung aus, daß der Bau einer von Wien abzweigenden leistungsfähigen Schifffahrtsverbindung zwischen der Donau und der Oder derzeit schon ein großes wirthschaftliches Interesse der von denselben durchzogenen Länder, der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien und der Gesamtmonarchie geworden und dringend nothwendig ist.“

Das allgemeine öffentliche Interesse und die außerordentlichen Vortheile der Wasserstraße fordern, daß nicht nur die schiffbare Verbindung von der Donau zur Oder, sondern auch von der Donau zur Elbe in Bälde zur Ausführung gelangen, an welche sich dann die Verbindung mit den anderen Flußgebieten mit großer Production anzuschließen hätte, um gegenüber den Anstrengungen im deutschen Nachbarstaate auch ein Netz von leistungsfähigen Wasserstraßen zu schaffen; ferner unserem Handel und unserer Industrie, endlich der Land- und Forstwirthschaft das einzige Mittel zu bieten, um mit Erfolg der deutschen Concurrenz begegnen zu können.“

Der Ausschuß des Donau-Vereins hat in Ausführung dieses Beschlusses ein Executivcomité für die Herstellung des Donau-Obercanals bestellt, das sich mit der Förderung des Baues des Donau-Obercanals zu beschäftigen hat. Dasselbe hat seine Aufgabe dahin



verstanden, daß es sich einfach auf den Standpunkt des alten Anglo-bankproject's gestellt hat, welches wir im IV. Bande dieser Zeitschrift, S. 303 bis 323, in geziemender Weise gewürdigt haben. Bemerkenswerth ist nur, daß die bis jetzt von derselben Seite propagirte Idee, die Donau mit der Moldau durch einen Canal zu verbinden, fallen gelassen wurde und an dessen Stelle die von uns vertretene Idee der Canalisirung der Elbe getreten ist.

\*       \*

Unter dem Schlagworte „Canalisirung oder Canal latéral“ findet sich in der Eingabe des Donau-Vereins an die Landtage von Mähren und Schlesien eine Polemik zu dem ausgesprochenen Zwecke, die Canalisirung der in Frage kommenden Flüsse zu perhorresciren. Die stärksten dieser Einwände mögen an dieser Stelle etwas tiefer gehängt werden. Es heißt dort unter Anderem:

„Die Kenner der March, Bezwa und Oder mögen beurtheilen, ob ein ständig auf mindestens 2 Meter Tiefe am oberen Theile einer Haltung, und bei 1.5 bis 2 Meter Schleusengefälle auf mindestens 3.5 bis 4 Meter Tiefe am unteren Theile dieser Haltung gestauten Wasser in den genannten Flüssen ohne Errichtung von Abschlußdämmen und ohne theilweise Stauung des normalen Wasserspiegels über das Terrain des nächstliegenden Thalgebietes durchführbar ist.

Diese Dämme müßten aber absolut wasserdicht sein, damit bei einer Stauung über das Terrain der Thalboden selbst nicht versumpft wird.“

Soll unter dem Vorstehenden verstanden werden, daß die Canalisirung hochwasserfreie Dämme erfordere, so mag hier erwähnt sein, daß diese Ansicht eine irrige ist. Unter den canalisirten Flüssen befinden sich solche ohne hochwasserfreie Dämme, und wo dieselben vorhanden, sind sie nicht eine Folge der Canalisirung. Auch die im Entwurf vollendete Canalisirung der oberen Oder ist ohne die Anlage von hochwasserfreien Dämmen geplant. Eine „theilweise Stauung des normalen Wasserspiegels“ würde aber wesentlich die Bewässerung der March-Ländereien erleichtern. Und was schließlich die Sorge um die Dichtung der Dämme betrifft, so ist dieselbe — insoweit überhaupt erforderlich — eine minimale gegenüber der Dichtung des Canals in dem Rutsch- und Schotterterrain, durch welches ein Canal latéral geführt werden müßte.

Weiter heißt es dann:



„Durch die eingebauten Wehre wird aber die natürliche Geschiebebewegung und der Ausgleich der Sohle gehindert.

Es würde mehr als ein Jahrzehnt dauern und große Opfer an Geld erfordern, diese Flüsse zu Zwecken der Canalisirung zu reguliren, bevor man überhaupt mit der Canalisirung beginnen könnte.

Die Schifffahrt aber wäre jährlich bei Eintritt der Hochwässer und in Folge der schwierigen Erhaltung der Bauwerke häufig unterbrochen.“

Diese Behauptungen stehen in Widerspruch mit den Erfahrungen, welche bei den mit Nadelwehren canalisirten Flüssen gemacht wurden. Zu den Lobrednern dieser Canalisirungen zählen auch die Verfasser der Eingabe.

Ferner wird behauptet, daß die Regulirung nur zum Zwecke der Abwehr der Hochwässer und zum Schutze der Anrainer nach ganz anderen Grundsätzen erfolge.

„Für den Abfluß der Hochwässer gilt nicht der Grundsatz, der kürzeste Weg ist der beste, weil durch den Abbau der vielen Serpentinien und die Streckung des Flußlaufes das relative Gefälle künstlich vermehrt und die ankommenden Hochwassermengen in einer relativ weit kürzeren Zeit zum Abflusse kommen.

Eine Regulirung der Thaya und der Beczwa nach diesem Systeme verlangt z. B. auch die Regulirung der March von der Mündung dieser Flüsse an, aber nicht etwa nur, um die heute zufließenden Hochwässer aus der Thaya und Beczwa gefahrlos abzuleiten, sondern schon mit ungleich größeren Flußprofilen, um die dann in einer weit kürzeren Zeit zufließenden Hochwässer zum Abflusse zu bringen.

Dasselbe gilt auch von der Regulirung der March in ihrer Relation zur Donau. Werden bei gleichzeitig eintretenden Hochwässern in der Donau und March die Wässer in letzterer schon bis Angern rückgestaut und das Thalgebiet auf 1 Meter überschwemmt, so wird bei rascherem Abflusse der Hochwässer in der March das Thalgebiet von Theben aufwärts viel höher inundirt werden.“

Bedeutet der Vordersatz einen Widerspruch in sich selbst, so muß der im Nachsatz ausgesprochenen Ansicht gegenüber bemerkt werden, daß ein größeres Gefälle ein kleineres Flußprofil bedingt, um dieselbe Wassermasse abzuführen, denn bei gleichem Flußprofil führt das stärkere Gefälle mehr Wasser ab.

Damit erweist sich aber auch die Nuzanwendung auf die Donau und March als unrichtig. Der Rückstau von der Donau bedingt das Maß der Ueberstauung des Marchthales bis Angern; der etwas



raschere Abfluß des Marchwassers wird hierin keine ernstliche Aenderung hervorrufen können!

Die angeführten Citate werden als die Gründe hingestellt, welche „für die Anlage eines künstlichen Canals und für eine selbstständige Regulirung der Flußläufe sprechen“ sollen. Es wird aber im Nachsatze hinzugefügt, daß „der Bau eines künstlichen Schifffahrtecanals schon in großen Strecken eine theilweise Regulirung des Flußlaufes sowohl der March, wie der Beczwa und der Oder bedinge“. Weshalb sollte, was theilweise möglich ist, sich nicht auch in der ganzen Länge durchführen lassen?

Der Schlußsatz dieses Capitels, für unsere Darstellung der weit- aus wichtigste, lautet:

„Wir glaubten diese Frage eingehender behandeln zu müssen, weil es nahe liegt, daß jedes Project, das die gleichzeitige Regulirung der March, Beczwa und Oder mit der Schaffung einer schiffbaren Wasserstraße im Wege der Canalisirung zu lösen sucht, scheinbar den betreffenden Ländern viele Vortheile zu bringen verspricht.“

Weshalb, müssen wir wieder fragen, sind diese „vielen Vortheile“ nur „scheinbare“? Im III. Bande der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“, S. 356 bis 359, sind diese Vortheile aufgeführt, aber nicht Einer ist widerlegt worden, während die vorgeführten angeblichen Nachtheile doch sehr windiger Natur sind.

Die Frage, ob Canalisirung oder Canal latéral, scheint uns hier- nach doch noch nicht spruchreif, sie ist überhaupt so lange eine secundäre Frage, bis nicht der Cardinalpunkt, die Beschaffung des entsprechenden Wasserquantums, für diese auf einen Verkehr von 10 Millionen Tonnen zu basirende Welthandelsstraße in befriedigender Weise gelöst ist. Denn eine Rentabilität des erforderlichen Capitals kann bei 2 Millionen Tonnen, für welche das auf künstliche Weise auf der Wasserscheide aufzuspeichernde Wasser ausreichen soll, nur durch die Annahme eines Tariffsatzes herausgerechnet werden, mit dem der Eisenbahn keine ernsthafte Concurrenz gemacht werden kann, da derselbe schon heute bei gewissen Relationen unterboten wird. Auf der Nordbahn und auf dem Rhein beläuft sich der Verkehr schon heute auf 7 Millionen Tonnen, auf der Spree bei Berlin und auf der Unterelbe auf 5 Millionen Tonnen. Keine dieser Verkehrsstraßen verfügt aber über ein auch nur annähernd so gewaltiges Zugzugsgebiet, wie der Donau-Odercanal, der berufen ist, die Nord- und Ostsee mit dem Schwarzen Meere durch eine mehr als 3000 Kilometer lange Wasserstraße zu verbinden. Ist daher



das Wasserquantum von 0.7 Kubikmeter für den zu erwartenden Verkehr unzureichend, so müßte man selbst für den Fall, daß sich auf künstlichem Wege das erforderliche Wasserquantum für die Bewältigung eines Verkehrs von 10 Millionen Tonnen beschaffen lassen würde, doch einer Speisung dieses Canals auf natürlichem Wege den Vorzug geben. Diese Frage ist auch auf den diesjährigen Generalversammlungen des Donau-Vereins und des Centralvereins zur Hebung der deutschen Fluß- und Canalschifffahrt zur Sprache gekommen. Da dieser Cardinalpunkt der Donau-Dbercanal-Frage in den Eingaben des Donau-Vereins an die Landtage von Niederösterreich, Mähren und Schlesien aber mit keinem Worte erwähnt worden ist, so sehen wir uns bemüht, zur objectiven Beurtheilung der derzeitigen Sachlage die erwähnten Eingaben des Donauvereins aus den gedruckt vorliegenden Verhandlungen der genannten Vereine in diesem Punkte zu ergänzen. Es heißt daselbst:

„Die wichtigste, die eigentliche Lebensfrage für diese Welthandelsstraße war die Beschaffung des erforderlichen Wasserquantums, um einen Verkehr von 8 bis 10 Millionen Tonnen zu ermöglichen. Die hierauf abzielenden, Jahre hindurch fortgesetzten Untersuchungen der Scheitelstrecke haben durch die Gunst der natürlichen Verhältnisse zu einem überraschend günstigen Resultat geführt, da sich westlich von dem Plateau, welches nach den alten Canalprojecten mittelst Schleusen übersezt werden soll, für einen Durchstich geeignete Verhältnisse vorfinden. Hiermit ist die Wasserbeschaffungsfrage auf die einfachste Weise gelöst. Um nämlich die erforderliche Wassermenge auch für die trockenste Sommerzeit vollständig sicher zu stellen, darf, wenn von künstlichen Mitteln zur Wasserspeisung in trockener Zeit abgesehen wird, weil diese möglicherweise im Falle der Noth den Dienst versagen könnten, die Scheitelhaltung der Wasserstraße nicht höher gelegt werden, als daß das Sammelgebiet der speisenden Flüsse noch etwa 1800 Quadratkilometer behält.

Erwähnt sei an dieser Stelle auch, daß die geognostische Beschaffenheit des in Frage kommenden Terrains für die Ausführung dieses Planes eine besondere Eignung besitzt. Während nämlich die Erdrinde auf der Scheitelstrecke bis auf 10, 12 Meter Tiefe ein Kutschterrain bildet, in welchem die Versickerung des Wassers in sämtlichen für die Wasserbeschaffung des Canals erforderlichen Anlagen nur durch Auscementirung derselben verhütet werden kann, befindet sich in der Tiefe von 10 bis 13 Meter der für einen Durchbruch vorzüglich geeignete Kalksandstein.



Diese vorzügliche geognostische Beschaffenheit gestattet sogar, den ursprünglich geplanten 3 Kilometer langen Tunnel durch einen offenen Durchstich zu ersetzen. Durch diesen Einschnitt von 30 Meter Tiefe gewinnt die Scheitelhaltung von der Beczwa ein Zuzugsgebiet von 1337 Quadratkilometer und außerdem die Oder ein Zuzugsgebiet von 595 Quadratkilometer, so daß wir ein Gesamtzuzugsgebiet von 1932 Quadratkilometer besitzen.

Nach den übereinstimmenden eigenen Ermittlungen und denjenigen österreichischer und preussischer Techniker beträgt in diesem Sammelgebiet in trockenster Sommerzeit die zufließende Wassermenge 0.001087 Kubikmeter pro Secunde und pro Quadratkilometer. Es ist also unter allen Umständen eine Wassermenge von  $1932 \times 0.001087 = 2.1$  Kubikmeter pro Secunde vorhanden."

Wenn in den Eingaben des Donau-Vereins der Frage der Wasserbeschaffung mit keinem Worte Erwähnung gethan wird, so ist die Frage über den wirthschaftlichen Werth des Donau-Odercanals in einem Tenor verfaßt, der in der Generalversammlung Widerspruch hervorrief und leicht zu Mißverständnissen führen könnte. Es heißt daselbst unter Anderem:

"Wir befinden uns zwar mit allen Nachbarstaaten in tiefstem Frieden; auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik befinden wir uns dagegen im permanenten Kriegszustande mit allen Nachbarn. Da giebt es kein Friedensbündniß und man huldigt nur dem Grundsatz: Jeder ist sich selbst der Nächste.

Im Jahre 1892 laufen alle Handels- und Zollverträge ab. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß Deutschland seine Schutzzölle uns gegenüber eher noch verschärfen als ermäßigen wird."

Diesen Anschauungen gegenüber betrachten wir als das beste Correlat die in der gleichen Angelegenheit seitens des „Industriellen Club“ zu Wien an die Landtage von Niederösterreich, Mähren und Schlesien gerichtete Petition, der wir an dieser Stelle vollinhaltlich Raum geben.

Die Eingabe an den Landtag von Mähren hat folgenden Wortlaut:

Die seit zehn Jahren inaugurierte Handelspolitik hat den durch dieselbe angestrebten Zweck — die Erstarbung der vaterländischen Bodencultur und Industrie — erreicht. Die Nachtheile, welche naturgemäß jede durchgreifende Reform im Gefolge hat, welche in diesem Falle



durch die Einschränkung der Absatzgebiete gekennzeichnet werden, sind in sämtlichen Industriestaaten, selbst die Schweiz nicht ausgenommen, durch das rapide Sinken der Seefrachten und eine großartige Entwicklung der Binnenschifffahrt aufgehoben oder wenigstens stark abgeschwächt worden.

Oesterreich und Ungarn vermochten aus diesen erleichterten Productionsbedingungen nur geringen Nutzen zu ziehen, da es in diesen Ländern bisher versäumt wurde, diese wichtigen Hilfskräfte der Volkswirtschaft sich in vollem Ausmaße dienstbar zu machen. Und doch erscheint gerade unsere Monarchie durch ihre Binnenlage im Herzen Europas dazu prädestinirt, durch sorgfältige Pflege ihrer 10.000 Kilometer betragenden schiff- und flößbaren Gewässer den Mangel einer ausgedehnten Seeküste wettzumachen und wie in früheren Tagen sich zum wichtigsten Mittelgliede des europäischen Handels aufzuschwingen.

Von diesen Thatsachen ausgehend, hat der Club der Industriellen in seiner am 27. April l. J. abgehaltenen Generalversammlung den einstimmigen Beschluß gefaßt, an den hohen Landtag das ergebenste Ansuchen zu stellen, der Herstellung leistungsfähiger Wasserstraßen seine Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen.

Kein anderes Mittel vermag sämtlichen productiven Factoren einen ähnlichen Aufschwung zu sichern, da die Beförderung der Massenproducte auf den Wasserstraßen die Herstellungskosten in einer auf anderem Wege auch nicht annähernd zu erreichenden Weise verbilligt. Die nachstehenden Tabellen sind der ziffermäßige Beleg für diesen Ausspruch. Sie bieten einen Vergleich der bestehenden Eisenbahnfrachtsätze mit den Wasserfrachtsätzen wie sie durch die Herstellung des Donau-Obercanales eintreten dürften.

### Kohle.

Von Station nach	Kilometer		Kreuzer pro 100 Kilogr.		Differenz
	Bahn	Wasser	Bahn	Wasser	
Oderberg nach Wien . . . . .	276	300	39·1	18·0	21·1
Mährisch-Ostrau nach Wien . . . . .	268	292	38·4	17·5	20·9
" " " Preßburg . . . . .	285	317	47·9	19·0	28·9
" " " Budapest . . . . .	455	546	76·6	46·0	30·6
" " " Semlin . . . . .	795	1401	135·5	84·1	51·4
" " " Giurgevo . . . . .	1379	2040	191·0	122·4	68·6

Donau-Obercanal und Donau 0·6 Kreuzer pro Tonnenkilometer.



## Getreide.

Nach Berlin von	Kilometer		Markt pro 100 Kgr.		Differenz		Nach Hamburg von	Kilometer		Markt pro 100 Kgr.		Differenz
	Bahn	Wasser	Bahn	Wasser				Bahn	Wasser	Bahn	Wasser	
Wien . . .	705	912	2·81	0·62	2·19		Wien . . .	1010	1245	4·18	0·77	3·14
Preßburg .	750	941	2·97	0·62	2·35		Preßburg .	1015	1260	4·31	0·77	3·54
Budapest .	939	1172	3·65	0·86	2·79		Budapest .	1228	1481	4·99	1·01	3·98
Semlin . .	1291	1734	5·05	1·42	3·63		Semlin . .	1571	2045	6·39	1·57	4·82
Orsowa . .	1341	1956	5·24	1·64	3·60		Orsowa . .	1649	2265	6·65	1·79	4·86
Giurgewo .	1979	2375	6·08	2·06	4·02		Giurgewo .	2281	2684	7·48	2·21	5·27
Donau und Donau-Obercanal 1 Pfennig pro Tonnentkilometer. Ober von Oberberg, Ober-Spreecanal, Havel und Elbe 1/2 Pfennig pro Tonnentkilometer.												

Die vorstehenden Tabellen basiren auf der Annahme der Herstellung einer leistungsfähigen Schifffahrtsstraße zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche mittelst Verbindung der Donau mit der Oder. Der Bau dieser Wasserstraße muß als ein dringendes wirthschaftliches Bedürfniß für die hiervon zunächst berührten Länder umsomehr betrachtet werden, als derselbe unter den sonstigen möglichen Verbindungen die geringsten technischen Schwierigkeiten bietet, die geringsten Mittel zur Ausführung erfordert, die kürzeste Verbindung zwischen Wien-Budapest und der Sulinamündung einerseits und Berlin, Stettin und Hamburg andererseits bildet und das nordböhmische Montanrevier bereits durch eine leistungsfähige Schifffahrtsstraße aufgeschlossen ist.

Es muß zu der vorstehenden Zusammenstellung bemerkt werden, daß die Wasserfrachtsätze nicht allein für die deutschen Flüsse, sondern insbesondere für die Donau sehr hoch gegriffen sind. Auf dem Rhein betrug schon im Jahre 1886 der Durchschnittsfrachtsatz bei mittlerem Wasserstande 0·15 fr. pro Tonnentkilometer und auf der Donau dürfte mit einem entsprechenden Fahrparke der Frachtsatz von 0·60 fr. um so leichter unterboten werden können als nach der Herstellung des Donau-Obercanales vorwiegend vollbeladene Schiffe stromab- und stromaufwärts verkehren werden, also ein günstigeres Verhältniß platzgreifen wird, als es auf irgend einer der bestehenden großen Binnenschifffahrtsstraßen existirt. Aus dieser Thatsache erhellt aber die eminente Bedeutung, welche der Donau-Obercanal für eine Wandlung im internationalen Verkehre zu Gunsten Oesterreich-Ungarns besitzt.



Erst durch ihn wird die Donau befähigt, die ihr als Welthandelsstraße von der Natur zugewiesene Mission für Oesterreich-Ungarn voll und ganz zu erfüllen. Erst wenn die Donau in eine ihrer Bedeutung entsprechende Handelsstraße umgewandelt worden ist, kann seitens Oesterreichs an die wirthschaftliche Eroberung des Orientes mit Aussicht auf Erfolg gegenüber den anderen Industriestaaten und an die Exploitation der orientalischen Bahnen ernstlich gedacht werden.

Insbesondere würden die wirthschaftlichen Verhältnisse der Markgrafschaft Mähren aus der Herstellung dieser Schifffahrtsstraße in jeder Beziehung gewinnen, da die beiden Hauptstädte des Landes, Brünn durch die Canalisierung der Zwittawa und Thaya, Olmütz durch die Canalisierung der March, unschwer mit dieser Hauptwasserstraße in Verbindung zu bringen wären.

Die mährischen Berg- und Hüttenwerke würden auf diese Weise mit den wichtigsten Industriegebieten des eigenen Landes in Verbindung gebracht werden und andererseits dadurch ihr Absatzgebiet wesentlich erleichtern können, weil auch die Gruben und Eisenwerke der Wasserstraße so nahe gelegen sind, daß eine directe Verbindung derselben mit den Gruben- und Eisenwerken durch Stichcanäle oder Schmalspurbahnen leicht herzustellen ist. Nicht minder sind aber auch die Vortheile anzuschlagen, welche der so gesegneten Bodencultur direct und indirect aus der Schaffung dieser Wasserstraße erwachsen werden, insbesondere durch die hierdurch ermöglichte intensivere Bewirthschaftung ausgedehnter Länderstrecken und durch die erleichterte Verbindung mit der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, deren Hauptapprovisionierungsgebiet die Markgrafschaft Mähren ist.

Dies sind die Hauptmotive, welche den Club der Industriellen veranlaßt haben, an den hohen Landtag mit der Bitte heranzutreten, dieser Frage seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und jene Mittel zu ergreifen, welche der baldigen Realisirung dieser Lebensfrage für eine gesunde Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse zu dienen vermögen.

Besonders in Anbetracht der regen Thätigkeit, welche auf dem Gebiete der Schaffung neuer und der Verbesserung vorhandener Wasserstraßen vor Allem in Deutschland und neuerdings auch in Ungarn herrscht und wodurch nicht allein die Productionsbedingungen unserer Industrie, wie nicht minder auch jene der Bodencultur, sondern auch die Handelsbeziehungen in immer stärkerem Maße erschwert und gleichzeitig der internationale Verkehr immer mehr von unseren Grenzen abgelenkt werden, ist es fast als ein Gebot der Selbsterhaltung zu bezeichnen, hier energisch



und unge säumt vorzugehen und, soweit es noch möglich ist, längst Ver säumtes endlich gut zu machen.

Die Eingabe an den Landtag von Niederösterreich enthält noch folgende bemerkenswerthe Stelle:

Insbesondere wird dem Erzherzogthume Oesterreich u. d. Enns und vor Allem der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien aus der Herstellung dieser Schiffahrtsstraße eine reiche, dauernd fließende Quelle des Wohlstandes erwachsen, an der insbesondere durch die erleichterte Approvisionirung die Gesamtheit der Bevölkerung Antheil haben wird.

Die Wasserstraße wird aber auch auf anderen Gebieten eine mächtige Wandlung hervorrufen. Die jetzt in gedrückten Verhältnissen sich befindende Wiener und niederösterreichische Industrie wird durch die erleichterte Zufuhr ihrer Hülfsstoffe und durch die Erweiterung ihres Absatzgebietes eine gesunde Basis für eine kräftige Weiterentwicklung wiedergewinnen. Wird doch die Ersparniß beim Kohlentransport für Wien allein auf 2 Millionen Gulden geschätzt. Als Beweis, in welcher Weise das Aufblühen der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien durch die Umwandlung der Donau eine leistungsfähige Wasserstraße gefördert werden würde, wollen wir noch eine Ziffer anführen. Während der Wasserverkehr Berlins in Steinen, Cementen, Ziegeln und Baumaterialien 20 Millionen Metercentner betrug, erscheinen diese minderwerthigen Producte bei allen in Wien einmündenden Bahnen mit kaum 3 Millionen Metercentner.

Diese Thatfachen lassen die Behauptung als eine gerechtfertigte erscheinen, daß die zur Zeit im Erzherzogthume Oesterreich u. d. Enns und insbesondere in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien herrschenden, einer naturgemäßen Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens entgegenstehenden ungünstigen Zustände durch die Herstellung einer der Bedeutung der Donau entsprechenden Schiffahrtsstraße zum Theile beseitigt werden können und hierzu bietet der in Rede stehende Donau-Obercanal die Handhabe.

Aus der Eingabe an den Landtag von Schlesien ist folgende Stelle hervorzuheben:

Insbesondere wird das Herzogthum Schlesien aus der bisherigen Isolirung als Grenzland herausgerissen werden und die in raschem Aufblühen begriffene Industrie, insbesondere die Montanindustrie dieses Landes aus der Herstellung dieser Schiffahrtsstraße einen mächtigen Impuls zu



ihrer weiteren Entwicklung empfangen da die im Ostrau-Karwiner Becken gelegenen Gruben- und Industrieetablissements durch Stichcanäle oder Schmalspurbahnen an die Wasserstraße leicht anzuschließen sind. Auch wird der jetzt nur einen mäßigen Gewinn abwerfende Holzreichtum des Herzogthums durch die Schaffung eines billigen Transportmittels sowohl nach österreichischen, wie nach deutschen holzbedürftigen Länderstrecken zu einer Quelle erhöhten Wohlstandes werden. —

Zur Charakterisirung der wirthschaftlichen Bedeutung des Donau-Ober-Canals wollen wir an dieser Stelle auch die im August dieses Jahres dem Herrn Handelsminister Marquis von Bacquehem seitens des Centralvereines für Rübenzuckerindustrie überreichte Eingabe anführen, weil dieselbe charakteristische Beiträge zur Beurtheilung des Unterschiedes des Transports zu Land und zu Wasser enthält. In dieser Eingabe ist z. B. ein im „Deutschen Handelsarchiv“ veröffentlichter Bericht des deutschen Consulats in Nisch enthalten, der den Unterschied zwischen Land- und Wasserfracht in überzeugender Weise zur Anschauung bringt. Diese Studie erwägt nämlich die Chancen der deutschen Zuckerausfuhr nach der Balkanhalbinsel, einestheils nach Serbien und Bulgarien über Wien nach Belgrad, anderentheils über Hamburg mit Umseglung von ganz Europa nach Salonich und dem Piräus.

In ersterer Beziehung gelangt der Bericht zu keinem günstigen Ergebniß für Deutschland, indem sich die Frachtsätze für 100 Kilogramm stellen:

Magdeburg—Wien . 143·9 fr.

Wien—Belgrad . . . 127·— „

zusammen . . . 270·9 fr. = Frcs. 5.55 Gold

dagegen Lundenburg—Belgrad . „ 3.03 „

was eine Differenz von . . . . . Frcs. 2.52 Gold

zu Gunsten des österreichischen Zuckers ergibt.

In Bezug auf die Concurrrenzverhältnisse per mare via Hamburg nach Salonich u. s. w. setzt der Bericht — und zwar mit einiger Berechtigung — voraus, daß von Hamburg aus ein regelmäßiger und leistungsfähiger Schiffsverkehr nach den Häfen des Piräus, Salonich, Dedeagatsch, Constantinopel und gegebenenfalls weiter nach Varna und einigen Donauhäfen eingerichtet wird, und daß sich für denselben die Fracht von Hamburg nach dem Piräus auf Mk. 1.20 und diejenige



von Hamburg nach Salonich, beziehungsweise Dedeagatsch, auf Mk. 1.30 für 100 Kilogramm stellen wird.

Die deutschen Frachtsätze würden sich dann stellen:

Magdeburg—Hamburg per Elbe	Mk. —.50
Hamburg—Salonich . . . . .	„ 1.30
Magdeburg—Salonich . . . . .	Mk. 1.80 =
	Frcs. 2.25 Gold.

Die österreichischen Frachtsätze für böhmischen Zucker nach Salonich sind:

Nach Triest . . . . .	Frcs. 3.93
Triest—Salonich „Lloyd“ . . . . .	„ 1.60
Prag—Salonich . . . . .	Frcs. 5.53 Gold.

Der erwähnte Bericht gelangt hierdurch zu folgenden Schlüssen:

„Wenn auch die Verhältnisse für die Zuckereinfuhr nach den Balkanstaaten vom Norden her für deutsche Fabricate sehr ungünstig liegen und es schwerlich gelingen dürfte, auf diesem Wege gegen die österreichische Concurrenz aufzukommen, so hat die Einfuhr deutschen Zuckers vom Süden her, über den Piräus, Salonich, Dedeagatsch, um so bessere Aussichten, wosern nur die Schiffsverbindung zwischen Hamburg und diesen Häfen sich in wünschenswerther Weise entwickelt.“

„Die Transportkosten für österreichischen Zucker über Triest nach Salonich betragen für 100 Kilogramm Frcs. 5.53 Gold, für deutschen Zucker von Magdeburg über Hamburg nach der obigen Zusammenstellung für 100 Kilogramm Frcs. 2.25 Gold, sind also für deutschen Zucker um Frcs. 3.28 Gold niedriger. Ein gleiches Verhältniß tritt für den Piräus und Dedeagatsch ein. Es dürften also Griechenland, Albanien, Macedonien, beide Rumelien ganz in das Absatzgebiet deutscher Waare gerathen, sobald es derselben gelingt, in den genannten drei Häfen festen Fuß zu fassen.“

Um die für die vaterländische Zuckerindustrie aus den geschilderten und anderen ungünstigen Concurrenzverhältnissen erwachsenden Nachtheile abzuwenden, bittet der Centralverein den Herrn Handelsminister, dahin zu wirken, daß (außer einer Gleichstellung des kilometrischen Einheitsfußes für Triest mit dem Ausfuhrfuß nach Peri und Pontebba, sowie einer Gleichstellung der Frachtsätze des „Österreichisch-Ungarischen Lloyd“ mit jenen der „Messageries maritimes“ für französischen Zucker nach den Concurrenzplätzen), die Kaiser Ferdinands-Nordbahn und die anderen aus den österreichischen Zuckerproductionsgebieten nach



Wien, Niederösterreich, Steiermark, Südmähren und Galizien führenden Bahnen den kilometrischen Einheitsfuß für 100 Kilogramm Raffinade auf 0.2 fr. ermäßige.

Das ist also 2 fr. pro Tonnenkilometer, während die Einheitsätze der Kaiser Ferdinands-Nordbahn von den mährischen und schlesischen Zuckerfabriken nach Wien zur Zeit 5 fr. pro Tonnenkilometer betragen. Den Ausführungen der Eingabe des Clubs der Industriellen an die Landtage war zu entnehmen, daß die Herstellung der Wasserstraße einen Frachtsatz von 0.6 fr. auf dem Canal und von 0.3 fr. auf der Donau ermöglichen würde.

Vergleicht man diese Sätze mit jenen von dem Centralverein zur Bekämpfung der geschilderten erdrückenden Concurrenz erbetenen und zieht man gleichzeitig in Betracht, daß auch für Kohle, Rüben, Kalksteine, Spodium, Rübenschnitzel, Rübenabfälle u. die Tarife im Durchschnitt um ein Mehrfaches den Einheitsfuß von 0.6 fr. pro Tonnenkilometer übertreffen, so ist einleuchtend, daß durch die Herstellung der in Rede stehenden Wasserstraße mit einem Schlage nicht allein die ernstlich bedrohten Absatzgebiete unserer Zuckerindustrie für absehbare Zeiten wieder gesichert wären, sondern daß auch neue Consumtionsgebiete ohne sonderliche Anstrengungen erschlossen werden könnten.

An diesem einzigen Beispiel kann man aber ermessen, welche günstige Wandlung diese Schifffahrtsstraße in den vaterländischen Productionsverhältnissen hervorbringen würde.

\* \* \*

Vermochten wir die technischen und wirthschaftlichen Ausführungen der Eingaben des „Donau-Vereins“ an die Landtage von Niederösterreich, Mähren und Schlesien nicht zu den unserigen zu machen, so finden die Schlußanträge dieses Vereins betreffs einer Beitragsleistung zur Herstellung des Donau-Obercanals seitens der von dieser Schifffahrtsstraße durchzogenen Länder unseren ungetheilten Beifall.

Der Landtag von Niederösterreich hatte bereits am 13. October 1884 in Würdigung des großen wirthschaftlichen Werthes einer schiffbaren Verbindung der Donau mit der Elbe und Oder und durch diese mit dem deutschen Wasserstraßenneze und den Häfen der Nord- und Ostsee beschlossen:

„1. Das Land Niederösterreich theiligt sich an den Kosten der Herstellung der Donau-Oder-Schifffahrtsstraße zwischen der Donau bei



Wien und der Oder bei Oderberg und an der Herstellung der Donau-Moldau-Elbe-Wasserstraße unter der Bedingung, daß die Ausführung gleichzeitig gesichert sei;

2. der niederösterreichische Landesauschuß wird beauftragt, diesfalls mit der k. k. Regierung in Verhandlung zu treten, wobei eine Höchsthetheiligung des Landes Niederösterreich an der Herstellung beider Schifffahrtsstraßen mit je 5 Procent von den Baukosten in Aussicht zu stellen ist;

3. die Theiligung ist auf eine Anzahl Jahre zu vertheilen und hat dieselben Rechte zu genießen, wie eine Theiligung des Staates;

4. bei der technischen Durchführung der Donau-Ober-Schifffahrtsstraße ist möglichst Rücksicht auf das in Aussicht genommene Project der Marchfeldbewässerung zu nehmen."

Da der Donau-Verein nach den von uns bereits berührten Ausführungen von dem hier in Frage stehenden Donau-Moldau-Elbe-project absieht, respective dasselbe durch ein anderes ersetzt, so wird von demselben der Antrag gestellt:

"Die am 13. October 1884 bezüglich des Baues der schiffbaren Wasserstraßen von der Donau zur Oder und Elbe gefaßten Beschlüsse wollen dahin abgeändert werden, daß:

1. die Theiligung des Landes Niederösterreich an den Kosten der Herstellung des Donau-Obercanals, auch ohne Rücksicht auf die gleichzeitige Herstellung der Donau-Moldau-Elbe-Wasserstraße, erfolgt;

2. die Höchsthetheiligung des Landes Niederösterreich an den Kosten des Donau-Obercanals mit 10 Procent der Baukosten durch Uebernahme von Stammactien ausgesprochen werde."

Wenn auch der Landtag von Mähren schon Gelegenheit genommen hat, sich mit der Frage der Herstellung eines Donau-Obercanals zu beschäftigen, so hat er doch betreffs einer Beitragsleistung so wenig wie der Landtag von Schlesien dem Donau-Obercanal gegenüber bisher Stellung genommen. Die Bitte des Donau-Vereins den Landtagen dieser beiden Länder gegenüber lautet daher:

"Der hohe Landtag wolle beschließen, daß das Land sich an dem Unternehmen des Donau-Obercanals durch Uebernahme von Stammtitres in einem vom hohen Landtage ziffermäßig zu bestimmenden Betrage theiligen werde."

Bei der großen wirthschaftlichen Bedeutung, welche die Herstellung der in Frage stehenden Schifffahrtsstraße besitzt, darf auf eine prin-



cipiell günstige Resolution der Landtage in der Richtung gehofft werden, daß — in dem jetzt noch wenig vorgeschrittenen Stadium — die eventuellen Zusagen nicht auf bestimmte Localbedingungen und specielle Entwürfe zugespißt werden, sondern auf alle Entwürfe anwendbar bleiben, so daß sie gültig sind für dasjenige Project, welches sich nach allseitiger Erwägung als das am besten und wohlfeilsten zum Zwecke führende erweist und für welches die Regierung sich deshalb entscheidet.

---



## Das heutige Griechenland.

Von Prof. Dr. Gustav Meyer.

(Schluß).

### IV.

Der polychrome Prachtbau des Akademiegebäudes in der Universitätsstraße zu Athen hat vorläufig lediglich monumentale Bedeutung. Die erlauchte Körperschaft der geistigen Spitzen des Landes, welche hier in feierlichen Sitzungen sich vereinigen sollen, ist noch immer nicht zusammengestellt. Andere kleine Königreiche, welche auf eine viel kürzere Dauer ihrer staatlichen Selbstständigkeit zurückblicken, sind hierin weit weniger zurückhaltend gewesen. Rumänien und Serbien haben ihre Akademien der Wissenschaften mit dem ganzen Apparat von wirklichen, correspondirenden und auswärtigen Mitgliedern. Wenn die Griechen bis jetzt Bedenken getragen haben, diesen Schritt zu thun, so sind sie darin wohl von dem Gefühle geleitet, daß gerade ihre geistigen Schöpfungen immer den Vergleich mit einem der höchsten Gipfelpunkte in der Entwicklung des menschlichen Geistes überhaupt herausfordern, mit den Schöpfungen ihrer eigenen Vorzeit. Dies Gefühl macht ihnen alle Ehre; denn Bescheidenheit ziert nicht nur den Jüngling, sondern auch eine junge Nation. Und das sind die Griechen, trotz Homer und Aristoteles. Aus jahrhundertlangem, todesähnlichem Schlafe sind sie zu neuem Leben erwacht, aber nicht, um, wie Heyse's letzter Centaur, unverstanden durch eine unverstandene Welt zu schreiten, sondern um frisch strebend einzutreten in den Wettbewerb der modernen Nationen.

Unser Zeitalter ist wesentlich ein Zeitalter der Wissenschaften und besonders der Naturwissenschaften. Für lange Zeit hinaus ist durch die auf den letzteren begründete Technik der Entwicklung der Menschheit



der Weg gewiesen. Nun läßt sich ja ein gewisser handwerksmäßiger Betrieb aller Wissenschaften lernen; und auch die Griechen haben ihn gelernt. Aber man darf aus dem Umstande, daß an der Universität von Athen alle Fächer vollständig vertreten sind, noch keineswegs auf einen besonders hohen Stand der Wissenschaft in Griechenland schließen. Die Wissenschaft gilt in Griechenland eigentlich nur insoweit, als sich damit Geld verdienen läßt. Mir sagte einmal ein gar nicht untüchtiger Gelehrter, er habe sich in seinen Erwartungen getäuscht und wolle sich lieber dem Kaufmannsstande zuwenden. Allerdings fehlt selbst sehr fähigen Leuten nicht selten die staatliche Anerkennung. Natürlich giebt es rühmenswerthe Ausnahmen, und in Athen wirken einige Lehrer, deren Namen auch im Auslande einen guten Klang haben. Für die technischen Wissenschaften scheinen die Griechen keine hervorragende Begabung zu besitzen; ihre Straßen und Eisenbahnen werden immer noch vorwiegend von fremden Ingenieuren gebaut. Auch in der Erforschung der eigenen Muttersprache zeigt sich immer noch mehr guter Wille als wirkliches Verständniß für Aufgaben und Ziele, und es scheint fast, als ob Deutschland, wie es die romanische Sprachwissenschaft gegründet hat, so auch hierin der Lehrmeister der Griechen werden wird. Das ist weniger verwunderlich, als es bei dem sonst so lebhaft entwickelten Nationalgefühl der Griechen scheinen könnte; nur das alte Griechisch wird ernster Aufmerksamkeit für werth gehalten; die heutigen Mundarten werden von der großen Masse der Gebildeten gering geschätzt.

Ein ungewöhnlicher, die besten Geister der Nation in Anspruch nehmender Aufschwung der Wissenschaften ist es also nicht, welcher in dem heutigen Hellas der dichterischen Production hinderlich werden könnte. Trotzdem kann man aber auch nicht sagen, daß dort bereits Jemand im Reiche der Poesie einen nur einigermaßen fernhin sichtbaren Höhepunkt erreicht habe. Man wird das nicht, wie es wohl geschehen ist, zu dem Ausgangspunkte von Vorwürfen gegen die Griechen machen dürfen. Seitdem Byron und Goethe todt sind, quillt überall in Europa der Born echter und ursprünglicher Poesie nur spärlich. Bei uns jehen einige wenige fein gebildete und fein anempfindende Talente — auch schon der älteren Generation angehörend — die Ueberlieferungen einer großen Zeit fort; die Entwicklung der Jüngeren drängt in verhängnißvoller Weise der Verflachung einerseits, der Verrohung andererseits zu. Die großen Talente des Auslandes, ein Turgenjew, ein Ibsen, ein Echegaray, verleugnen in der scharfen Beobachtung und erbarmungslosen Darstellung pathologischer Seelenzustände den



vorwiegend wissenschaftlichen Charakter unserer Zeit nicht. Ueberall aber stehen sie auf der Grundlage einer längere Zeit nicht unterbrochenen geistigen Entwicklung. In Griechenland ist jedoch eine der herrlichsten Culturen, welche die Welt jemals gesehen hat, durch etwa anderthalb Jahrtausende gänzlich verschüttet gewesen. Erst in unserem Jahrhundert hat das Volk seine Sklavenketten abgestreift, seine Städte und Weiler aus rauchenden Trümmerhaufen neu gebaut. Die ersten Schritte, welche ein so lange Zeit im Kerker Gefesselter thut, müssen nothwendig etwas schwankend sein; der Medicäer Güte, wenn man die opferwilligen reichen Patrioten mit diesem Namen schmücken darf, hat bis jetzt nur großen gemeinnützigen Unternehmungen gelächelt — und das war gut und nothwendig.

Ein unsicheres Nachahmen fremder Vorbilder kennzeichnet die griechische Poesie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Erst sind die Franzosen und die Italiener die in Form und Inhalt copirten Muster; dann Byron, dessen Tod in dem fieberumhauchten Missolonghi ihn so wie so in den Augen der Griechen mit dem Glanzheine eines nationalen Halbgottes umgeben hatte; endlich die Antike. In der Zeit, welche dem Unabhängigkeitskriege unmittelbar vorherging, stimmte der Thessalier Rigas, den die Oesterreicher in Belgrad erschießen ließen, seine Harfe zu manchem trozigen und aufmunternden Kampflied; aber sein bestes, das noch heute viel gesungene „Vorwärts, Söhne der Hellenen“, ist der Marseillaise nachgeahmt. Ein bedeutendes poetisches Talent, Dionysios Solomos, stammte von der halb italienisirten Insel Zante; von ihm rührt der warm empfundene Hymnus an die Freiheit her, dessen erste Strophen in der Composition des Korfioten Mantzaros zur Volkshymne geworden sind. Der Zwiespalt zwischen nationalem Empfinden und durchaus italienischer Bildung hat dieses Talent nicht zur vollen Reife kommen lassen. Die Ionischen Inseln haben Griechenland noch einige andere begabte und liebenswürdige Dichter geschenkt, wie Kalvos und Typaldos. Das ist erklärlich. Auf diesen gottbegnadeten Eilanden haben die Türken niemals geherrscht; der Einfluß Venedigs, wenn er auch nicht immer vortheilhaft auf die Entwicklung des Volkscharakters eingewirkt hat, war doch der eines Culturvolfes, und auch im Mittelalter und in den dunklen Jahrhunderten, die dasselbe für den Orient fortgesetzt haben, ist hier das geistige Leben niemals gänzlich erloschen.

In der Zeit aufgeregter Parteileidenschaft, wie sie die Ermordung des Präsidenten Kapodistrias und die Aufrichtung des hellenischen



Königthums begleiteten, nahmen die beiden Brüder Sutsos eine hervorragende Stellung ein. In größeren Dichtungen formlos und unklar, haben sie in kleineren zum Theil Vortreffliches geboten. Besonders die politische Lyrik Alexanders gehört mit ihrem in prächtiger Form dahinströmenden Ingrimme zu den besten Mustern dieser Gattung. Beide haben sich in der Hingabe an die Parteikämpfe ihrer Zeit früh verbraucht. Die Abneigung, welche der Veteran der griechischen Literatur, Alexander Rangabé, gegen die beiden Brüder öfter Ausdruck gegeben hat, kann uns weder befremden, noch in unserem Urtheil über dieselben beirren. Wenn man zwei Schlagworte, die freilich selbst da, wo sie geprägt wurden, nicht immer zutreffend angewendet werden, für diese fremdartigeren Verhältnisse brauchen darf, so waren die Sutsos Vertreter des Romanticismus, während Rangabé der bewußteste und ausgeprägteste Verfechter des Classicismus ist. Die Classicisten haben ohne Zweifel in Griechenland sehr viel zur Läuterung des Geschmacks und zur Hebung des künstlerischen Styles beigetragen; aber sie haben auch in ihrer Abkehr vom Volksthümlichen in Sprache und Stoffen Wege betreten, auf welchen das Heil einer wahrhaft nationalen Poesie nimmermehr gedeihen kann. Es ist ein Irrthum, wenn die Griechen glauben, daß sie zur Antike ein wesentlich anderes Verhältniß haben als die anderen Völker der Neuzeit. Ihre Poesie kann nicht unmittelbar an die des Alterthums anknüpfen. Die größten Dichter Italiens sind nicht Tasso und Ariost, die im Sinne und Geiste Virgil's dichteten, sondern Dante und Boccaccio. Und bei uns ist Goethe's „Sphigenie“, mag sie auch immerhin in gewissem Sinne einen Höhepunkt deutscher Dichtung bezeichnen, doch nur das Gut der obersten Zehntausend des Geistes geblieben; das nationale deutsche Drama ist durch „Minna von Barnhelm“, die „Räuber“ und „Götz“ geschaffen worden.

Rangabé hat lange Zeit als Vertreter des griechischen Königreichs in Berlin gelebt und ist den dortigen literarischen Kreisen ein lieber und vertrauter Gast geworden. Er ist ein hoch- und vielseitig gebildeter Geist, dessen feine Liebenswürdigkeit sich in keiner seiner zahlreichen Schriften verleugnet. Die Epigraphik verdankt ihm werthvolle Arbeiten; zur Poesie ist er erst von der Wissenschaft gekommen. In mehreren Uebersetzungen hat er ein feines Verständniß für fremde dichterische Eigenart gezeigt; es ist bezeichnend für ihn, daß darunter sich auch das „Befreite Jerusalem“ befindet. Einige Buchdramen, verschiedenen Perioden der griechischen Geschichte entnommen, von den „Dreißig Tyrannen“ bis zu dem „Vorabend“ des griechischen Freiheitskrieges,



wiegen nicht allzu schwer, und das aristophanische Lustspiel „Die Hochzeit des Kutrulis“ steht unter dem Banne des unglücklichen Gestirns, das auch bei uns den Nachahmern des attischen Komödiendichters ge-  
leuchtet hat. Vortrefflich dagegen in scharfer Charakteristik der Personen und in ruhigem, vornehmem Fluß der Erzählung ist die im griechischen Mittelalter spielende Novelle „Der Fürst von Morea“. Ein Breslauer Verleger hat sich ein Verdienst dadurch erworben, daß er dieselbe so-  
wie einige Dramen Rangabé's der deutschen Lesertwelt zugänglich ge-  
macht hat.

Auch Rangabé's Nachfolger auf dem Gesandtschaftsposten in Berlin, Herr Angelos Blachos, ist dichterisch sehr viel thätig gewesen. Erst vor Kurzem hat er eine wohlgelungene Uebersetzung von Heine's „Buch der Lieder“ veröffentlicht. Er ist ein vortrefflicher Kenner der modernen Literaturen, was die Originalität seines Schaffens etwas beeinträchtigen mag. Aber es findet sich in seinen Gedichten viel hübsch Empfundenes und sinnig Ausgedrücktes. Wohlthuende Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks unterscheiden ihn vortheilhaft von dem viel gefeierten dichterischen Löwen des heutigen Athen, Achilles Paraschos, einem nicht unbedeutenden Talente, das sich aber allmählich in eine immer unerträglicher werdende Manier hereingedichtet hat. Einem reich gebildeten Geiste begegnen wir in Demetrios Bikelas, einem in Paris lebenden Schriftsteller. Durch langen Aufenthalt in England innig vertraut geworden mit dem Geiste der englischen Sprache und den Dichtungen des großen britischen Dramatikers, hat er seinen Landsleuten eine vortreffliche Uebersetzung einiger der hauptsächlichsten Shakespeare-Dramen geschenkt, die schon jetzt sehr anregend für die Entwicklung griechischer Schauspielkunst gewesen ist und ihren wohlthätigen Einfluß zweifellos auch weiter noch üben wird. Auch die sprachliche Form, in welche sie gekleidet ist, erscheint als ein sehr glücklicher Schritt auf dem Wege zur Schaffung einer Schriftsprache. Seine einfach und schmucklos vorgetragene und dabei doch mit dramatischer Unmittelbarkeit ergreifende Erzählung „Lufis Laras“ ist mit Recht ein beliebtes Volksbuch in Griechenland geworden; der Aufstand auf der Insel Chios mit seinem Gefolge von unendlichen Greueln und Schrecken wird darin zum Theil nach Aufzeichnungen Betheiligter erzählt. Die Reklam'sche Universalbibliothek enthält eine Uebersetzung dieses Büchleins. Neuerdings hat Bikelas in einem Bändchen sechs allerliebste Novellen vereinigt, deren Hauptreiz weniger in den sehr einfachen Problemen, als in der liebevollen Charakterzeichnung und der spiegelklaren Darstellung beruht.



Etwas beweglicher und schillernder geben sich einige jüngere Novellisten, unter denen ich besonders Georg Drosinis hervorheben möchte, der sich auch als Lyriker mit vielem Glück versucht hat. Seine „Amaryliss“, die etwa die Hälfte des 1886 in Athen erschienenen Bändchens „Erzählungen und Erinnerungen“ ausfüllt, ist ein ganz reizendes, von echter Poesie durchwärmtes Idyll. Man findet eine Uebersetzung desselben in den „Hellenischen Erzählungen“ von August Volk (Halle 1887), einem Büchlein, in dem man auch die Bekanntschaft anderer griechischer Erzähler machen kann, wenn man nicht im Stande ist, die Originale zu lesen. Volk gehört zu den wenigen Leuten in Deutschland, welche der neugriechischen Literatur ein freundliches Interesse entgegenbringen. Er hat es durch zahlreiche, immer sehr gelungene Uebersetzungen aus Poesie und Prosa bewiesen, welche leider an verschiedenen Orten zerstreut sind; eine Sammlung derselben wäre gewiß geeignet, einem nicht allzuviel beachteten Kreise der zeitgenössischen Literatur Freunde zu werben.

Wir lag es fern, in dieser kurzen Skizze einen Abriß der neugriechischen Literatur geben zu wollen. Nicht einmal auf alles Wichtige und Interessante habe ich mit irgend welcher Vollständigkeit hinweisen können. Ich wollte wesentlich nur eine Anregung geben. Manches aus der griechischen Literatur verdient unsere Theilnahme in viel höherem Grade als das Meiste von dem, was alljährlich unsere Uebersetzungsliteratur auf den Büchermarkt wirft. In Athen ist jetzt eine Sammlung im Erscheinen begriffen, herausgegeben von der neubegründeten Buchhandlung von Barth, welche in ähnlicher Weise wie bei uns die Reklam'sche Universalbibliothek und verwandte Unternehmungen das Beste aus der heimischen Literatur, sowie Ausgewähltes aus fremden in billigen Ausgaben bietet. Sie sollte auch bei uns Theilnahme finden. Das geschriebene Neugriechisch versteht Jeder, der ein Abiturientenexamen gemacht hat, ohne allzugroße Mühe. Besonders die jüngeren Philologen und Archäologen, die alljährlich nach Griechenland gehen, sollten diese Bändchen benützen, um sich etwas mit der Literatur eines Volkes bekannt zu machen, unter welchem sie einige Zeit leben und arbeiten wollen.

Es hat mich einigermaßen gewundert, daß das neu gegründete Seminar für orientalische Sprachen in Berlin das Griechische nicht in sein Programm miteinbezogen hat. An der entsprechenden Anstalt in Paris ist dasselbe vertreten; es befindet sich dort in den vortrefflichen Händen des Herrn Legrand. Das ist gewiß in der Ordnung. Im europäischen Orient, sowie an den Küsten und zum Theil im Innern Klein-



asiens ist neben dem Türkischen Griechisch die wichtigste Verkehrssprache, hinter welcher das Italienische von Jahr zu Jahr immer mehr zurücktritt. Griechische Schiffe befahren in immer höher sich steigendem Wett-eifer mit denen der Westländer das Megäische und das Ionische Meer, und in dem einst von Italienern gegründeten Handelsviertel von Constantinopel, in Galata, ertönen heute fast nur griechische Laute. In Kleinasien wiederholt sich in unseren Tagen, was einst im Alterthum dort stattfand: die griechische Sprache dringt von der Küste aus immer weiter ins Innere des Landes ein. Und wenn auch der von den Griechen so gern geträumte Traum von der Wiederaufrichtung eines griechischen Thrones neben der Sophienkirche im alten Byzanz an der harten Wirklichkeit der Thatfachen sich wohl in ein Nichts auflösen wird, so ist doch die Wiedereroberung eines Theiles des Orients durch die griechische Sprache nur eine Frage der Zeit. Wenn eine deutsche Kaiser-tochter jetzt Griechisch lernt wie zu den Zeiten, da die Hohenstaufen in Apulien und Sicilien geboten, wenn ein hoher Verwandter derselben sogar Schiller's „Fiesco“ ins Neugriechische übersetzt hat, so werden diese Vorbilder bei uns vielleicht auch in weiteren Kreisen wirken. Und gern mögen wir es dabei den Griechen gönnen, wenn sich ihnen schöne und kühne Hoffnungen anknüpfen an die Namen ihres künftigen Herrscherpaares: Konstantinos und Sophia.

---



## Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

---

**Schauspiel.** Das Burgtheater erfreute uns am 19. September mit der neuerlichen Aufführung von Grillparzer's „Jüdin von Toledo“. Man muß, wenn man eine Bühne ideal führen will und zumal die ehrenvolle Verantwortung trägt, die erste deutsche Schaubühne zu leiten, von Zeit zu Zeit eine derartige Frage an das Publicum richten, die erkennen läßt, ob es den Dichter bereits hoch genug gestellt hat, um ihn anzuhören und sich zu bemühen, ihn zu verstehen, ehe es ihn beurtheilt. Man hat auch die Besetzung dieser Tragödie diesmal besser getroffen, und obzwar noch nicht völlig, so doch ziemlich annäherungsweise machte die „Jüdin von Toledo“ jetzt den Eindruck einer fünfactigen Tragödie und nicht einer dreiactigen Charakterfizze. Daß die Gestalt der schönen Jüdin dem Interesse des Künstlers am nächsten gestanden, ist nicht zu verkennen. Solche Gestalten haben ihre dämonische Gewalt in sich, sie beherrschen ihren Schöpfer. Wie sehr diese Rachel den Dichter beschäftigt hat, das geht noch aus der Weise hervor, in welcher er von ihr sprechen läßt. Der König schildert sie in ihren Zügen. Er sagt, da er bloß das Böse von ihr sammelt:

Nimm alle Fehler dieser weiten Erde,  
Die Thorheit und die Eitelkeit, die Schwäche,  
Die List, den Trotz, Gefallsucht, ja die Habsucht,  
Bereine sie, so hast Du dieses Weib. —

Diese Züge sind eingelegt in eine lebensvolle Gestalt, die man so sehr begreift, daß man mit ihr fühlt. Persönlich selbstständig wird der Mensch in der Kunst, dessen Aeußerungen wir aus der gemeinsamen Quelle seines Wesens herleiten können, so daß wir Ursache und Wirkung zusammenreimen; wir haben dann die Schuld von seiner erscheinenden Charakterseite auf eine gewissermaßen intelligible Wurzel zurückgeführt, die nur freilich nicht transcendent ist. Dies ist auch bei der Rachel Grillparzer's offenbar. Es ist wahr, wenn der König von Rachel und Grillparzer von diesem Mädchenwesen sagt:



Ich sage dir, sie sind nur Schatten,  
 Ich, du und jene Andern aus der Menge;  
 Denn bist du gut, hast du es so gelernt,  
 Und bin ich ehrenhaft, ich sah's nicht anders;  
 Sind jene Andern Mörder, wie sie's sind,  
 Schon ihre Väter waren's, wenn es galt.  
 Die Welt ist nur ein ew'ger Wiederhall,  
 Und Korn aus Korn ist ihre ganze Ernte.

Sie aber war die Wahrheit, ob verzerrt,  
 All was sie that, ging aus aus ihrem Selbst,  
 Urplötzlich, unverhofft und ohne Beispiel.  
 Seit ich sie sah, empfand ich, daß ich lebte . . .

Das ist's. Diese Gestalt hat ihre Wahrheit und ihr Leben, das sich dem Lebendigen und so auch aus dem Kunstgebilde mittheilt. Was diesem Wesen die Einheit giebt, das ist ein tiefes Ichgefühl, ein starkes Temperament, ein verflackerndes leidenschaftliches Empfinden, eine fast leibliche, unmittelbare Sensibilität. So ist's tief heraufgeholt und rührend, weil wahr, wie Rachel von sich sagt:

Bin ich doch selbst ein Traum nur einer Nacht —

Doppelt beleben diese Figur dann erst die Gegensätze, ja Widersprüche, die in ihr sich lösen und begreiflich werden, wie folgende:

Ich habe nie geliebt, doch könnt' ich lieben,  
 Wenn ich in einer Brust den Wahnsinn träre,  
 Der mich erfüllte, wär' mein Herz berührt.  
 Bis dahin mach' ich die Gebräuche mit,  
 Die hergebracht im Götzendienste der Liebe,  
 Wie man in fremden Tempeln etwa kniet —

und dazu der Schlußsatz des dritten Actes:

Und hab' ihn, Schwester, wahrhaft doch geliebt.

Es ist eben beides wahr in dieser Brust, es ist nur eine andere Aeußerung des Wesens in je einer anderen Lage. Dieses Spielende, Wechselnde, Bewegte eines Charakters darzustellen, diesen Fluß des Lebens wiederzugeben, ist Grillparzer hier groß gelungen. Alle übrigen Gestalten der Tragödie erscheinen der einen gegenüber starr. Und darum beherrscht die Jüdin ästhetisch das ganze Stück. Allein nichtsdestoweniger ist sie nur eine Nebenfigur in der Oekonomie des Dramas. Hier steht der König in der Mitte, der von seinem tugendkalten Weibe wie von seiner strengen Königspflicht in den Genuß seines Daseins abfällt. Das Gesetz und das Gewissen rufen ihn zurück, dieses, da der Rausch der Leidenschaft sich zu lichten beginnt, jenes, da die Noth den König verlangt. Allein der harte Zwang des Augenblicks reißt von Außen zu gewalttham an beide, ehe sie



aus sich heraus gesiegt. Und diese Gewalt zerstört. Das Mädchen fällt, ein blutiges Opfer der Staatsnothwendigkeit und der Sitte, der bestehenden Ordnung; der zur Pflicht gezwungene Fürst sieht sein Herrschergewissen entweicht und legt die Krone nieder zu Füßen seines unmündigen Sohnes. Die sich ergebende allgemeine Tragik ist eine Zufallsfrucht des Weltlaufs; das Schicksal vernichtet hier nur mit der brutalen Macht des zeitlichen Zusammenplagens der Begebenheiten die gesammten Existenzen. Aber diese äußerlich zufällige *dura necessitas*, welche sich in dem Andringen der Mauren offenbart, erhebt der Künstler zur bedeutsamen sittlichen Idee. Was sich nacheinander verträgt, das vereinigt sich nicht, das duldet keine Gemeinschaft. In diesem Sinne sind Alle schuldig, und auch nur soweit ist die Jüdin mitschuldig. Die kalte Tugend und die innige Gattenliebe, die Königspflicht und die jugendliche Leidenschaft, der unmittelbare Liebesdrang und das Begehren des Entrückten: aus diesen Gegensätzen in jeder der handelnden Personen entspringt die allgemeine Schuld, die in der Esther zum Worte gelangt. Daß die Tödtung der Jüdin als ein schwerer Mord empfunden wird, daran ist theilweise die Kälte der feindlichen Mächte, welche ihrer Natur nach frostig sind, schuld: die abstracte Staatsnothwendigkeit, die Sitte, die Tugend, das Recht, dazu das kalte Temperament der Königin. Hingegen ist die Jüdin heiß und leidenschaftlich. In der Kunst hat die Persönlichkeit immer Recht. Da gilt die Individualität. Wie eine schrille Dissonanz schließt sich daher die pathetische Erhebung des Königs an die Kälte der Rechtspartei. Ist schon das überrasch und fast conventionell aufgeregte Vatergefühl des Königs ein mißlicher Läuterer, so ist die Sühne des Mordes an der Jüdin und der eigenen wie allgemeinen Schuld durch die Niedermeglung Andersgläubiger ein spanisch-christliches, die Menschlichkeit tief verlegendes und empörendes Motiv.

Man muß aber hoffen, daß der Schluß mit seinem schönen Ausklang versöhnt. Tiefer Weisheits- und reicher Kunstgehalt heben die „Jüdin von Toledo“ zu den reifsten Schöpfungen unserer Literatur.

\* \* \*

Am 14. September gelangte Wien in den Besitz eines neuen Schauspielhauses; an diesem Abend eröffnete das Deutsche Volkstheater zum ersten Male seine Pforten.

Einem idealen Aufrufen der Bevölkerung, einer raschen Bereitwilligkeit weiter Bürgerkreise und der werththätigen Förderung an höchsten Stellen verdankt das junge Unternehmen sein Dasein. Es schien dazu berufen zu sein, das Wien unterhalb der Zehntausend, denen das Burgtheater zugänglich ist, der edlen Bildung und des geläuterten Vergnügens, welche die dramatische Kunst bereitet, theilhaftig werden zu lassen. Ein Theater für das Volk, darum nicht eben eine Bühne, auf welcher der künstlich zugeschnittenen Volkspuppe ein Marionettenleben eingeflößt werden müßte, durfte das neue Unternehmen, nachdem es einen klingenden Namen, der ein Programm bedeuten konnte, und ein Haus, welches Tausende bequem aufnimmt, erhalten



hatte, jedoch nicht auch sofort von Ziel und Richtung abirren, wie es leider geschehen ist. Der Idealismus verlor seinen Athem, als der Theaterverein beschloß, das Haus an einen Pächter zu vergeben. Nun war der Gedanke an den Zinsertrag vorangespannt und die Kunst im Karren, aber man muß nicht weit suchen, um zu finden, daß damit weder das Zugthier noch die Waare geborgen sind. Nunmehr ist das Deutsche Volkstheater ein Privatgeschäft und muß als solches um sein Dasein ringen. Es mag ja auf dem rechten Wege seinen Vortheil finden, aber sicherlich wird jetzt auch der Vortheil den Weg vorzeichnen. Ein Theaterverein hätte mehr Zeit gehabt als ein Pächter, aus dem Entgegenkommen der Bevölkerung, das zuerst Schaulust ist, jene Lust am Schauen zu bilden, welche aus der Menge eine Theatergemeinde erzieht. Nun ist das vorläufig die Aufgabe des Pächters. Man wird diesem keinen Vorwurf daraus machen dürfen, daß er es als Pächter versucht, der Director zu sein; man wird die Verantwortung theilen müssen und dasjenige, was den Pächter trifft, mit auf diejenige Stelle abwälzen, welche das Theater zu einem Pachtgeschäfte herabsetzte.

Einstweilen haben diese Erwägungen blos theoretische Bedeutung und wir dürfen uns der Freude an dem jungen Besitz hingeben. Jetzt ist erreicht, daß wieder Dichter in Wien zu Worte kommen, die verstummen mußten, weil die leichtgeschürzte Muse der Operette den Boden besetzt hielt. Wenigstens das Unglück unserer Dramatiker, zahlreicher zu sein als die Premierenabende des Burgtheaters, ist beseitigt.

Den ersten Abend eröffnete Ferdinand von Saar mit einem Prolog, welcher in dürrer Form die löbliche Gesinnung ausdrückte, an dieser Stätte die deutsche Kunst und den Geist der Classiker walten zu lassen. Dann ergriff Anzengruber Besitz von der Bühne mit einem dreiactigen Volksstück „Der Fleck auf der Ehr'“. Es ist eines der schwächsten Bühnenwerke dieses bedeutenden Dichters. Die Handlung ist dürftig, sie setzt am Ende eines äußerst langathmigen ersten Actes unter der Gefahr von Mißdeutungen ein, dringt bei epischem Vortrag zu einer momentanen Höhe auf und fällt mit conventionellen Bühnenbehelfen bedenklicher Art in einen Mißschluß ab. Ein hübsches Novellensujet ist hier zu einer dramatischen Blase aufgebläht. Die junge Franzl ist, bevor sie die Moser-Bäuerin geworden, in der Stadt im Dienst gewesen. Dasselbst traf sie der Verdacht des Diebstahls, welcher zu ihrer Verurtheilung führte. Spät entdeckte man ihre Unschuld. Mit dem Fleck auf der Ehr', daß sie im Gefängniß gewesen, eilt sie in die Heimath, um dort die Schande zu bedecken. Sei's darum, daß man hier nichts von der Sache erfahren habe. Franzl ist jetzt glücklich vermählt und in der ganzen Familie als Liebling gehegt, von Oheim und Nuhme und dem jungen Gemahl. Da kehrt ein Gewohnheitsdieb und Gewohnheitssträfling nach Abbüßung der letzten Kerkerhaft in das Dorf ein. Dieser Hubmayer wird von Franzl bei einem Diebstahl im Wirthshausgarten ertappt. Da droht ihr der Wicht, von Wein erregt, mit der Preisgabe eines Geheimnisses. Man sieht Franzl ihm nachheilen und Beide miteinander verhandeln. Der Oheim erblickt sie und bricht darüber zusammen. Sein



Liebling und der Dieb haben mitsammen etwas gemein! Der Oheim hat gehört, daß Franzl im Strafhaus gefessen ist. Aber es war nur die halbe Wahrheit und diese zwingt der Mann der Franzl dem Oheim von den Rippen, um sie seinem Weib sofort ins Gesicht zu schleudern. „Diebin“, ruft er, und sie springt aus dem Fenster. Da tritt Hubmayer als Helfer ein. Er hat der Wuhme schon reuig die ganze Geschichte erzählt und diesmal auch berichtet, daß Franzl unschuldig gefessen sei. Darauf suchen die drei Männer die Entflohene und finden sie am Ufer des Sees, in den sie sich eben stürzen gewollt. Ein Leichenzug hatte sie daran gehindert, und diese Leiche war die Hülle eben jenes Weibes, auf dessen Beschuldigung hin Franzl gelitten hatte. Nun hatte sie bereut und vor dem Tode verfügt, daß die Unschuld der Franzl von der Kanzel der Kirche im Heimathdorf verkündet werde. Daraufhin ist alles versöhnt. — Das Grundgebrechen des Dramas besteht darin, daß der Zuschauer in der ganzen ersten Hälfte, nämlich bis zur Mitte des zweiten Actes, nicht erfährt, worum es sich in dem Stücke handelt. Erst da wird durch Hubmayer die Vorgeschichte ausführlich erzählt, an welche die dramatischen Glieder sich gleichsam wie an ihren Kumpf ansetzen. Und zwar geschieht dies in der Weise verfehlt, daß man die vorhergehenden Situationen nicht begreift, wenn man das Folgende nicht schon weiß. Man fragt, was hat Hubmayer der Franzl denn zu verrathen? Daß der Oheim es hört und erschüttert wird, genügt nicht, der Zuschauer will es auch wissen, wenn er nicht im Dunkeln tappen soll. Nun wären dem Dichter freilich, hätte er im ersten Act den Hubmayer seine Beschuldigung laut vorbringen lassen, noch die Erläuterungen dazu übriggeblieben, die er nicht für sich allein durch Hubmayer der Wuhme vortragen lassen konnte. Daher also stammt dieses Versteckenspiel im ersten Act. Es wird aber die Begebenheit, wie sie in äußerlicher Art eingeleitet ist, ebenso fortgeführt: der Oheim muß die halbe Wahrheit erfahren, der Nefse muß sie von ihm erpressen, der Hubmayer muß der Wuhme die Geschichte erzählen, und die Franzl muß am See über einen Leichenzug stolpern. Das ist eine Zusammenfassung der Handlung durch die vier Wände des Theaters, nicht ein innerer Zusammenschluß durch pragmatische Nothwendigkeit. Der Dichter hat auch nicht einmal versucht, eine seelische Entwicklung aus irgend einem der scenischen Momente vorzuführen. Es sind nichts als einige Bühnensituationen da, welche an den rechten Stellen wie dramatische Versatzstücke aufgerichtet sind und den Aufbau eines Stückes vortäuschen. Auch die Zeichnung der Figuren ist diesmal ziemlich oberflächlich, abgesehen von der Gestalt des Hubmayer. Dieser Spitzbube ist mit Sicherheit und reich mit Zügen individuellen Lebens ausgestattet auf die Beine gestellt. Außerdem ist das Dreiblatt der alten Bauern Wieser, Weiser und Waser eine feine Arbeit des Charakteristikers. An gelungenen Zügen und Einfällen gebricht es dem Werke nicht, aber sie ergeben lange kein dramatisches Kunstgebilde. Auch wird diesmal bei dem mageren Gehalt die Mache Anzengruber's unerfreulich bloßgelegt. Die Contrastgruppierung der jungen und alten Bauern hat keinen Zweck, die Vierzeiligen sind ohne Ziel; die Scherze und Rührsituationen, z. B. ein Lied der



Franzl am offenen Fenster oder der mondbeglänzte See mit dem Leichenzug, erscheinen, weil ohne recht begründende Herleitung aus inneren Motiven, theatralisch; ganze Scenen sind ohne Halt an das Stück geklebt, wie die zwischen Everl und Voisl, und die an sich bedeutungsvoll angelegte Charaktergruppe der Insassen des Armenhauses kommt an ihrer Stelle um die Wirkung, da sie an einer leidigen Spalte des in zwei Bilder zerfallenden letzten Actes eingerückt ist. Beifall gewann eine wirksame Fürsprache für die Rehabilitirung unschuldig Verurtheilter. Ein großer Erfolg für den Dichter, wenn diese sociale Anregung gedeiht, aber kein dichterischer Erfolg. Man muß dies hervorheben, nicht um die Sache zu schmälern, die zum Wenigsten ebenso willkommen sein dürfte, wie ein neues Kunstwerk ohne Tadel es wäre, sondern um nicht mit einer Regung der socialen Sympathie das ästhetische Urtheil zu verrücken. Die Darstellung war einigermaßen in den Anfängen. Außer episodischen Darbietungen und Ansätzen von Leistungen durch die Träger größerer Rollen, durfte man Tyrolt's Bauer Moser gut, blos Martinelli's Hubmayer aber vollendet durchgebildet heißen.

Nun kann man ein gutes und willkommenes Schauspiel auch mit minderen Kräften machen. Wir werden vom Deutschen Volkstheater nicht verlangen, daß es das Burgtheater erreiche, dieses muß für jenes überhaupt nicht existiren. Es soll ein Schauplatz seiner Art sein und wird es hoffentlich auch werden.

Theodor Poewe.